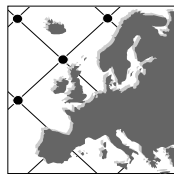


MANNHEIMER
ZENTRUM FÜR
EUROPÄISCHE
SOZIALFORSCHUNG



**Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview.
Leitfadenkonstruktion, Interviewführung und
Typenbildung**

Carsten G. Ullrich

Arbeitspapiere -
Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung
Nr. 3, 1999

ISSN 1437-8574

Arbeitspapiere

Working papers

Carsten G. Ullrich

**Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview.
Leitfadenkonstruktion, Interviewführung und Typenbildung**

Ullrich, Carsten G.:

Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview: Leitfadenkonstruktion, Interviewführung und Typenbildung / Carsten G. Ullrich. –

Mannheim, 1999

(Arbeitspapiere - Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung ; 3)

ISSN 1437-8574

Deckblattlayout: Uwe Freund

Nicht im Buchhandel erhältlich

Schutzgebühr: DM 5,-

Bezug: Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung (MZES), Postfach, 68131 Mannheim

WWW: <http://www.mzes.uni-mannheim.de>

Redaktionelle Notiz:

Carsten G. Ullrich ist seit Oktober 1995 wissenschaftlicher Angestellter an der Fakultät für Sozialwissenschaften

Zusammenfassung

Der Beitrag befaßt sich mit dem diskursiven Interview, einer Forschungsmethode, die für die Erhebung und Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster entwickelt wurde. Es wird gezeigt, wie individuelle Derivationen sozialer Deutungsmuster mittels einer spezifischen Form des Leitfadeninterviews erfaßt werden können und wie auf dieser Basis die sozialen Deutungsmuster durch systematische Fallkontrastierungen und Typisierungen rekonstruiert werden können. Besonderes Augenmerk wird dabei auf zwei neuralgische Punkte im Bereich qualitativer Methodologien gelegt. Der erste betrifft die Konstruktion von Leitfäden. Hier werden allgemeine Fragen der Leitfadenkonstruktion und der Interviewführung ebenso diskutiert wie die Einsatzmöglichkeiten unterschiedlicher Frageformen. Von zentraler Bedeutung sind dabei Aufforderungen zu Stellungnahmen und Begründungen, die in qualitativen Interviewverfahren sonst nur selten als Frageformen akzeptiert werden. Einen zweiten Schwerpunkt bildet die Auswertung von Interviewprotokollen und insbesondere die Typenbildung. Dabei werden Möglichkeiten einer methodisch reflektierten Entwicklung von Idealtypen aufgezeigt.

Inhalt

1. Einleitung	1
2. Deutungsmusteranalyse	1
2.1. Die Bedeutung des Deutungsmusterkonzepts für die wissenssoziologische Handlungs- und Kulturanalyse	1
2.2. Soziale Deutungsmuster und individuelle Derivationen	4
3. Das diskursive Interview zur Analyse sozialer Deutungsmuster	6
4. Zentrale Elemente des diskursiven Interviews	10
4.1. Das Auswahlverfahren	10
4.2. Die Befragungsform des diskursiven Interviews	11
4.2.1. Leitfadenkonstruktion	12
4.2.2. Allgemeine Kriterien für die Konstruktion eines Leitfadens	14
4.2.3. Frage- und Stimulustypen	15
4.2.4. Fragen und Stimuli zur Evokation von Stellungnahmen und Begründungen	18
4.2.5. Zum Umgang mit Leitfäden bei der Interviewdurchführung	21
4.3. Auswertung und Typenbildung	22
5. Schlußbetrachtung zum methodologischen Status des diskursiven Interviews	27

1. Einleitung

Das Thema der folgenden Ausführungen ist ein Verfahren zur Analyse sozialer Deutungsmuster, das "diskursive Interview". Dieses Analyseverfahren wurde im Rahmen des Projektes des Arbeitsbereichs I "Moralökonomie der Arbeitslosigkeit" (Leitung: J. Berger) angewandt und bildet die Grundlage für die Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster zur Akzeptanz von Systemen zur Sicherung des Lebensunterhalts bei Arbeitslosigkeit.¹

Beim diskursiven Interview handelt es sich in dem Sinne um ein neues Verfahren, als hier sowohl neue wie auch aus anderen Interviewformen bekannte Elemente zu einer integrierten Forschungsmethode verbunden werden, bei der die einzelnen Forschungsphasen (Auswahl, Erhebung und Auswertung) aufeinander abgestimmt und konsequent auf das Ziel der Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster ausgerichtet sind. Im folgenden werden zunächst das Konzept des sozialen Deutungsmusters und seine Bedeutung für eine wissenssoziologische Sozialforschung kurz umrissen (1.). Im Anschluß daran werden die Notwendigkeit einer gezielten Analyse sozialer Deutungsmuster und eine entsprechende Nützlichkeit des diskursiven Interviews erläutert (3.). Den Kern dieser Ausführungen bildet die eingehende Beschreibung der einzelnen Elemente dieser Forschungsmethode (4.). Insbesondere die ausführlichen Abschnitte zur Konstruktion von Leitfäden und zur Typenbildung weisen dabei weit über den Kontext des diskursiven Interviews hinaus. Denn bei diesen handelt es sich um zentrale Elemente eines Großteils der qualitativen Forschungsverfahren, denen bisher jedoch noch zu wenig Beachtung geschenkt wurde. Abschließend erfolgen einige Anmerkungen zu den methodologischen Implikationen des diskursiven Interviews (5.).

2. Deutungsmusteranalyse

2.1. Die Bedeutung des Deutungsmusterkonzepts für die wissenssoziologische Handlungs- und Kulturanalyse

Als soziale Deutungsmuster können ganz allgemein "die mehr oder weniger zeitstabilen und in gewisser Weise stereotypen Sichtweisen und Interpretationen von Mitgliedern einer sozialen Gruppe bezeichnet [werden], die diese zu ihren alltäglichen Handlungs- und Interaktionsbereichen lebensgeschichtlich entwickelt haben. Im einzelnen bilden diese Deutungsmuster ein Orientierungs- und Rechtfertigungspotential von Alltagswissensbeständen in der Form grundlegender, eher latenter Situations-, Beziehungs- und Selbstdefinitionen, in denen das Individuum seine Identität präsentiert und seine

¹ Zur Fragestellung und zum theoretischen Hintergrund dieses Projekts s. MZES-Arbeitspapier ABI/25 (1998); für eine Anwendung des diskursiven Interviews vgl. Ullrich (1996).

Handlungsfähigkeit aufrechterhält" (Arnold 1983: 894).² Das Interesse an der Analyse sozialer Deutungsmuster ergibt sich direkt aus der fundamentalen wissenssoziologischen Prämisse der Wissensgebundenheit des Seins oder konkreter: aus der Einsicht, daß individuelle Einstellungen und Handlungsorientierungen von kollektiven Interpretations- und Legitimationsangeboten abhängig sind. Das primäre Erkenntnisinteresse gilt also weder den individuellen Einstellungen und Handlungsorientierungen noch deren Zurückführung auf sozialstrukturelle Merkmale, sondern den jeweils spezifischen Konstitutionsbedingungen von Handlungsorientierungen. Der sich in Deutungsmustern dokumentierende soziale Sinn, nicht der subjektiv gemeinte (aber auch nicht der "objektive"³) Sinn ist der zentrale Forschungsgegenstand.

Im wissenssoziologischen Verständnis ist die Bildung individueller Handlungsorientierungen also von sozial verfügbaren Deutungsangeboten abhängig und entsprechend mediatisiert, ohne die Interessen und Werte als Orientierungsmaßstäbe individuellen Handelns nicht generiert, geschweige denn zum Ausdruck gebracht und kommuniziert werden können. Deutungsmuster müssen dabei zumindest insoweit sozial kommunizierbar sein, daß sie erfolgreich zur Begründung von Handlungen oder Situationsdefinitionen herangezogen werden können. Dies ist nur dann zu erwarten, wenn sie weitgehend (aber niemals vollständig) geteilt werden. Dies bedeutet nichts anderes, als daß soziale Deutungsmuster ein kollektives und emergentes Phänomen sind: Sie manifestieren sich im Individualbewußtsein stets nur partiell und in einer spezifischen individuell-idiosynkratischen Transformation.

Wichtig ist nun, daß soziale Deutungsmuster zugleich kognitive, evaluative und normative Komponenten umfassen. Sie bieten dem Akteur nicht nur Interpretationen, sondern auch situationsadäquate Evaluationen und Legitimationen. Aufgrund ihrer gesellschaftlichen Vermitteltheit haben sie daher auch normative Geltungskraft (Meuser/Sackmann 1992: 19). Deutungsmuster sagen dem Akteur nicht nur, was der Fall ist (Situationsdefinition), sondern auch was richtig und wünschenswert ist (Handlungsorientierungen). Aufgrund dieser fundamentalen Orientierungsleistung müssen Deutungsmuster als konstitutive Bedingung der Handlungsfähigkeit von Individuen angesehen werden. Sie stellen einen zentralen Teil der Opportunitätsstruktur sozialen Handelns dar (vgl. Arnold 1983; Schetsche 1992: 66ff.).

Handlungsrelevanz erlangen Deutungsmuster vor allem durch die ihnen immanente Komplexitätsreduktion. Sie vereinfachen komplexe Zusammenhänge und kompatibilisieren konfligierende Werte. "Die Aufgabe von Deutungsmustern (...) ist es, gesellschaftliche und individuelle Widersprüche zu verdecken und Meinungen und Handlungen konsistent (in sich logisch) erscheinen zu lassen, die dies gar nicht sind" (Schetsche 1992: 67). Durch diese Verdeckung von Inkonsistenzen und Widersprüchen ermöglichen sie jedoch oft erst eine Reaktion auf komplexe Handlungsprobleme. In diesem Sinne betonte bereits Oevermann (1973: 24ff.), daß "soziale Deutungsmuster nie ein vollständig geschlossenes und in sich widerspruchsfreies System von Interpretationen" und daß "inkonsistente Elemente

² Es handelt sich jedoch um einen z.T. recht unterschiedlich verwendeten und sich mit ähnlichen Begriffen im Bedeutungsgehalt überschneidenden Begriff. Zu Definition und theoretischen Einordnung des Deutungsmusterkonzepts vgl. u.a. Arnold (1983), Lüders (1991), Meuser/Sackmann (1991) und Oevermann (1973).

³ Zur Unterscheidung dieser drei Sinnformen bzw. Sinnebenen vgl. a. Lüders/Reichert (1986).

von Einstellungsmustern und sozialen Deutungsmustern von zentralem Erkenntniswert" sind. Darüber hinaus wird durch die Bezugnahme auf Deutungsmuster auch die Verständigung zwischen Akteuren erleichtert, wenn nicht gar erst ermöglicht. Dies setzt jedoch voraus, daß tatsächliche und beobachtbare Handlungen sowohl vom Handelnden selbst als auch von Beobachtern mit entsprechenden Deutungsmustern in Übereinstimmung gebracht werden können. Individuelle Handlungen und Situationsdefinitionen müssen also mit sozial verfügbaren und geteilten Deutungsmustern kompatibel sein, um verstanden werden zu können.

Deutungsmuster stehen in einem mehr oder weniger deutlichen funktionalen Bezug zu "objektiven Situationen", wobei von einem engen wechselseitigen Bedingungsverhältnis auszugehen ist. Was von den Handelnden als Situation oder Handlungsproblem wahrgenommen wird, hängt zum einen von den sozial verfügbaren Deutungsmustern ab; andererseits üben die strukturellen Gegebenheiten aber auch objektive und insofern interpretationsunabhängige Zwänge auf die Akteure aus. Erfolgreiche und stabile Deutungsmuster werden daher eine hohe Situationsadäquanz oder aber eine hohe Situationsunabhängigkeit aufweisen. Da andererseits ein optimales Passungsverhältnis von "objektiver Situation" und Deutungsmuster praktisch ausgeschlossen ist, ist von einem permanenten Prozeß wechselseitiger Adjustierungen von sozialen Deutungsmustern, Situationsdefinitionen und "objektiver Situation" auszugehen. Deutungsmuster sind also der Gefahr negativer Erfahrungsproben ausgesetzt.

Zumindest wenn Handlungsorientierungen und kulturelle Milieus im Mittelpunkt des Interesses stehen, muß die Analyse sozialer Deutungsmuster als eine zentrale wissenssoziologische Forschungsstrategie angesehen werden. Denn das Deutungsmusterkonzept entzieht sich schon im Ansatz einer einfachen Verortung in Mikro- oder Makrobereiche. Dies ermöglicht in sonst kaum zu erreichender Weise die Erklärung komplexer empirischer Handlungsorientierungen, ohne auf deterministische oder voluntaristische Erklärungsmuster zurückzugreifen. Hierfür sind drei Eigenschaften des Deutungsmusterkonzepts entscheidend:

- (1) Zunächst wird bei der Analyse von Deutungsmustern auf a priori Festlegungen von Handlungsorientierungen verzichtet. Vielmehr wird von einer Vielschichtigkeit von Handlungsentscheidungen ausgegangen, die u.a. kognitive, evaluative, normative und expressive Komponenten umfaßt, die in unterschiedlichster Weise mit einander verknüpft sind und nicht isoliert, sondern nur in ihrer Kombination den Handlungsentwurf bestimmen. Dabei bleibt grundsätzlich offen und der empirischen Analyse überlassen, welche Handlungsorientierungen im einzelnen zum Tragen kommen. Ein solcher nicht-reduktionistischer Handlungsbegriff ist eine Voraussetzung für die adäquate Erfassung der Komplexität von Handlungsorientierungen.
- (2) Durch die Ausrichtung des Forschungsinteresses auf soziale Deutungsmuster werden zugleich die Verkürzungen eines methodologischen Individualismus' auf der einen und die eines makrosoziologischen Determinismus' auf der anderen Seite vermieden. Denn Deutungsmuster werden als soziale und kulturelle Phänomene verstanden, die nicht auf Individualmerkmale (Einstellungen, sozialstrukturelle Merkmale etc.) bzw. deren Summe und Verteilung verkürzt werden können. Entsprechend werden individuelle Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen auch als Emanationen sozialer Deutungsmuster aufgefaßt und analysiert. Gleichzeitig werden aber gerade die individuellen Transformationsleistungen auf der Mikroebene in den Mittelpunkt der Untersuchung gerückt und bilden in der Form von Derivationen wiederum den Ausgangspunkt für die Rekonstruktion der Deutungsmuster.

- (3) Hieraus ergibt sich eine weitere zentrale Qualität des Deutungsmusteransatzes. Soziale Deutungsmuster sind genau und unmittelbar auf die Schnittstelle von Sozialstruktur und (Sozio)Kultur bezogen. Sie erhöhen die Handlungskompetenz von Akteuren, indem sie individuelle Handlungsorientierungen generieren und mit Strukturmerkmalen kompatibilisieren. Handlungsorientierungen und Handlungsentscheidungen müssen daher nicht auf scheinbar unabhängige und insofern soziologisch "unerklärliche" Persönlichkeitsmerkmale zurückgeführt werden. Sie können vielmehr als Produkte konkreter kontextueller Bedingungen einerseits und individueller Dispositionen andererseits beschrieben und analysiert werden, zugleich aber auch als kollektive Eigenschaft, nämlich als Teil einer umfassenden *Kultur*.

Eine wissenssoziologische Analyse von Handlungsorientierungen und Handlungsentscheidungen wird daher den Schwerpunkt auf die Konstitutionsbedingungen von Handlungsorientierungen legen und die Rekonstruktion handlungsleitender Deutungsmuster selbst in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses stellen. Entsprechend wird bei der Erklärung von Handlungsorientierungen auch nicht auf sozialstrukturelle oder Persönlichkeitsmerkmale rekurriert. Vielmehr werden die handlungsgenerierenden Deutungsmuster rekonstruiert und hinsichtlich eben dieser handlungsgenerierenden Qualität analysiert. Das methodische Problem besteht darin aufzuzeigen, auf welche Deutungsmuster sich die Akteure beziehen und wie sie diese in Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen transformieren.

2.2. Soziale Deutungsmuster und individuelle Derivationen

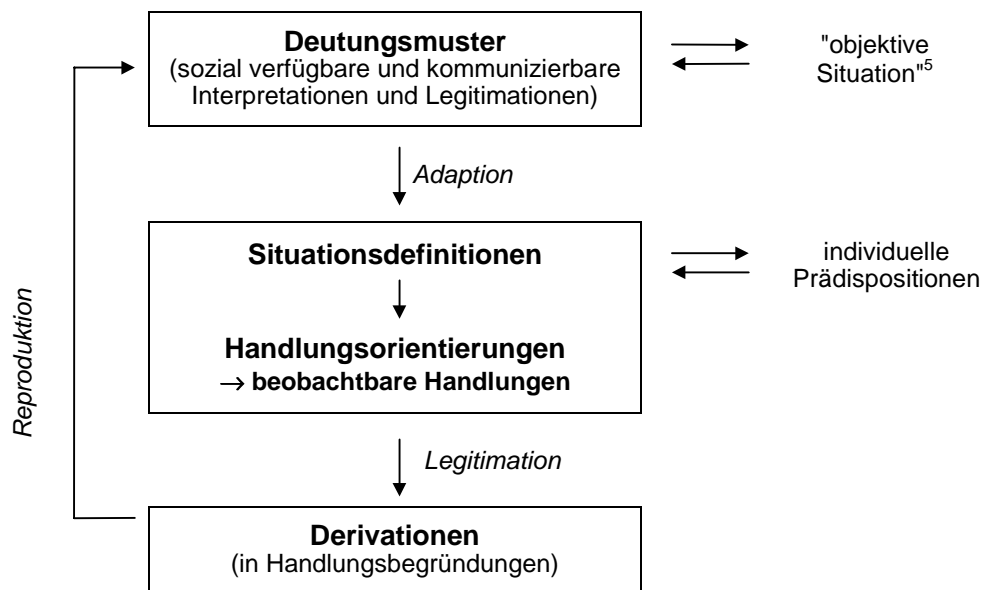
Soziale Deutungsmuster sind ein Produkt relativ dauerhafter sozialer Interaktionen. Als emergente Phänomene können sie nicht monadisch generiert werden und sind den individuellen Akteuren, die sich ihrer bedienen, "nur begrenzt reflexiv verfügbar" (Meuser/Sackmann 1992: 19). Als ein grundlegendes Merkmal von Deutungsmustern wird daher deren relative Latenz angesehen. Dabei ist von einem proportionalem Verhältnis von Latenz- und Generalisierungsgrad auszugehen: Je allgemeiner und kontextunabhängiger Deutungsmuster sind, desto stärker entziehen sie sich dem individuellen Reflexionsvermögen. Umgekehrt bedeutet dies aber auch, daß Deutungsmuster, wenn auch im unterschiedlichen Maße, den individuellen Akteuren zumindest teilweise bewußt werden können. Grundsätzlich sind soziale Deutungsmuster dem einzelnen also reflexiv verfügbar und können insofern auch manifest werden.

Der Rückgriff auf Deutungsmuster ist für Handelnde also sowohl zur Generierung von Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen als auch zu deren Erklärung und Begründung gegenüber anderen notwendig. Durch die "erfolgreiche" Verwendung von Deutungsmustern bestätigen sich Akteure dabei in der Richtigkeit ihrer Interpretationen und Handlungen. Zugleich trägt diese interaktive Vergewisserung wiederum zur Verfestigung der Deutungsmuster bei. Mit einer stärkeren Manifestierung von Deutungsmustern ist daher vor allem dann zu rechnen, wenn Akteure zu Begründungen ihrer Handlungen veranlaßt werden. Hierdurch eröffnet sich die Möglichkeit, mittels entsprechender Erhebungstechniken eine Aktivierung dieser Reflexionspotentiale zu induzieren. Aufgrund ihres emergenten Charakters können Deutungsmuster jedoch nicht direkt erfaßt werden. Was sich dem alltagsweltlichen Interaktionspartner wie dem sozialwissenschaftlichen Interpreten dagegen bei einer solchen Begründungsaufforderung offenbart, sind zunächst individuelle Beobachtungen, Interpretationen und Bewer-

tungen, auf deren Basis eine Situation oder ein Handeln erklärt und gerechtfertigt wird. Insofern Akteure dabei auf Deutungsmuster rekurren, sollen die entsprechenden individuell-situativen Adaptionen dieser Deutungsmuster als Derivationen bezeichnet werden.⁴

Derivationen sind also nicht mit Deutungsmustern identisch (und schon gar nicht mit Handlungsorientierungen oder Situationsdefinitionen). Sie lassen aber Rückschlüsse auf diese zu, weil sie sich stets auf soziale Deutungsmuster beziehen und allein dadurch sinnvoll i.S. einer Kommunizierbarkeit sein können. Denn wenn es nicht gelingt, bei der "Legitimation" eigenen Handelns auf sozial geteilte Deutungsmuster zurückzugreifen, wird die Chance einer überzeugenden Handlungsbegründung verspielt, da dem anderen ein Verstehen der Handlungsmotive und -ursachen dann nicht mehr ohne weiteres möglich ist. Derivationen sind also kommunizierte Konkretisierungen oder Adaptionen von Deutungsmustern, deren vornehmlicher Zweck darin besteht, das eigene Handeln gegenüber Interaktionsteilnehmern zu erklären und zu begründen. Gleichzeitig werden soziale Deutungsmuster durch diese Art der Anwendung immer wieder bestätigt, reproduziert und verändert. Die folgende Übersicht soll diese Zusammenhänge zwischen Deutungsmustern, Situationsdefinitionen, Handlungsorientierungen und Derivationen verdeutlichen.

Übersicht: Deutungsmuster, Situationsdefinitionen, Handlungsorientierungen und Derivationen



⁴ Der Begriff der Derivation geht auf Pareto (1935: 885ff.) zurück und bildet zusammen mit seinem strukturellen Pendant des Residuums den Kern der Paretoschen Wissenssoziologie (vgl. Eisermann 1962). Der wesentliche Unterschied zwischen dem Paretoschen und dem hier zugrundegelegten Derivationenbegriff besteht darin, daß ersterer alle Formen von Handlungsrationalisierungen umfaßt, während hier nur solche Handlungsbegründungen als Derivationen bezeichnet werden, die sich auf sozial geteilte Deutungsmuster beziehen.

⁵ Als "objektive Situation" (im Unterschied zur subjektiven bzw. sozial geteilten Situationsdefinition) wird im folgenden das Bezugsproblem bezeichnet, auf das Deutungsmuster angewendet werden.

3. Das diskursive Interview zur Analyse sozialer Deutungsmuster

Von grundlegender Bedeutung ist nun, daß nicht die sozialen Deutungsmuster, sondern nur die individuellen Derivationen dieser Deutungsmuster methodisch direkt zugänglich sind. Die Rekonstruktion lebensweltlicher Deutungsmuster kann daher nur über den Umweg individueller Derivationen erfolgen, die so analysiert, verdichtet und typisiert werden müssen, daß sie konsistente Deutungsmuster erkennen lassen.⁶ Eines der primären Ziele einer wissenssoziologischen Handlungs- bzw. Kulturanalyse besteht also in der Analyse des Raumes der situativ bedeutsamen Deutungsmuster, wobei die Rekonstruktion der Deutungsmuster wiederum nur über den Umweg der Derivationenanalyse möglich ist. Die wissenssoziologische Zielsetzung erfordert daher ein rekonstruktives Verfahren. Dabei können die Darstellungen und Begründungen von Handlungen und Handlungsabsichten der Akteure nicht hinter deren Rücken als Einstellungen oder Meinungen unter zuvor theoretisch abgeleitete Kategorien subsumiert werden. Vielmehr sind die Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen der jeweiligen Akteure anhand ihrer Selbstdarstellungen zu rekonstruieren. Dementsprechend müssen Kategorien, Typen etc. erst aus diesen Selbstdarstellungen gewonnen werden. Da dabei zumeist auf originäres Datenmaterial zurückgegriffen wird⁷, erfordert dies Erhebungs- und Auswertungstechniken, mittels derer Handlungsbegründungen erfaßt und Deutungsmuster rekonstruiert werden können.

Es gehört nun zu den Grundüberzeugungen der qualitativen Methodentradition, daß sich die Methode nach dem Gegenstand, genauer: nach dem durch die Fragestellung konstituierten Gegenstand zu richten habe. Angesichts des Stellenwerts des Deutungsmusterkonzepts wäre nun zu erwarten, daß zumindest für die Grobstruktur der Erfassung und Analyse von Deutungsmustern eines oder mehrere bewährte Methodenkonzepte vorliegen. Dies ist offenbar jedoch nicht der Fall. So stellen Lüders und Meuser in einem Überblicksartikel fest, daß "für die Deutungsmusteranalyse kein spezifisches Verfahren der Dateninterpretation entwickelt worden" ist (Lüders/Meuser 1997: 67), heben aber hervor, daß ein "rekonstruktives" (nicht-reduktionstisches) Verfahren erforderlich sei.

⁶ Derivationen dienen also primär der kommunikativen Verständigung und Handlungslegitimation, während das individuelle Handeln von den Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen bestimmt wird. Sowohl Derivationen als auch Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen sind also an - womöglich identischen - Deutungsmustern orientiert; zwei grundlegende Unterschiede sind hier aber zu beachten: (1) Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen sind *auch* Konkretisierungen von Deutungsmustern; Derivationen sind dagegen als individuelle Adaptionen von Deutungsmustern *nur* deren Konkretisierungen. (2) Im Unterschied zu Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen müssen Derivationen kommunizierbar sein. Daraus ergeben sich nicht nur höhere kognitive Anforderungen; Kommunizierbarkeit setzt auch voraus, daß die entsprechenden Deutungen manifest sind. Die für die Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen maßgeblichen Deutungsmuster sind dagegen akteursintern, müssen nicht kommuniziert werden und können daher latent bleiben, solange keine Begründungsaufforderung erfolgt. Für Handlungsorientierungen gelten daher ganz andere Anforderungen (handlungsrelevant, flexibel) als für die entsprechenden Derivationen (konsistent, legitim). Insofern ist durchaus vorstellbar, daß die Deutungsmuster, auf die bei einer Handlungsbegründung rekurriert wird, sich zumindest partiell von denen unterscheiden, die für die Situationsdefinition und für die Handlungsorientierung konstitutiv waren.

⁷ Die folgende Darstellung beschränkt sich auf die Analysemöglichkeiten *lebensweltlich verankerter* Deutungsmuster. Insbesondere Untersuchungen, die auf die langfristige Veränderung zeitstabiler und sozial-räumlich verbreiteter Deutungsmuster zielen (so z.B. Honegger 1978; Schütze 1986), erfordern dagegen die Analyse *öffentlicher Diskurse*. Hier wäre es daher vielleicht angemessener von Diskurs- und nicht von Deutungsmusteranalyse zu sprechen (zur Diskursanalyse vgl. a. Keller 1997).

Entsprechend ratlos wirkt auch ihre Beschreibung des methodischen Vorgehens bei der Analyse von Deutungsmustern. So habe sich bei einer "überschaubaren Zahl von Fällen" die "Sequenzanalyse als das geeignete und bislang kaum umstrittene Verfahren herauskristallisiert" (1997: 68). Dies ist aber wohl eher auf den allgemeinen Erfolg sequenzanalytischer Verfahren in der Nachfolge Oevermanns, Schützes und anderer zurückzuführen (bzw. auf das Abebben der entsprechenden methodenkritischen Diskurse innerhalb der qualitativen Sozialforschung); jedenfalls können Lüders und Meuser keinen spezifischen positiven Grund für die Vorteile sequenzanalytischer Interpretationsverfahren bei der Rekonstruktion sozialer Deutungsmustern nennen. Noch deutlicher wird die Ratlosigkeit bei der "Analyse großer Textmengen" (1997: 71ff.). Zwar beklagen die Autoren wohl zurecht, daß oft genug nicht deutlich gemacht werde, wie Deutungsmuster rekonstruiert werden, und verweisen auf das Problem der Materialauswahl. Auch hier bleibt die Argumentation jedoch auf einer allgemeinen Ebene: Die angesprochenen Probleme und angemahnten Defizite sind jedenfalls kein Spezifikum deutungsmusteranalytischer Verfahren. Zudem bezieht sich die Darstellung offenbar auf diachrone (historische) Analysen und solche medial vermittelter Diskurse. Daß höhere Fallzahlen, die eine kontrastierende Analyse fruchtbar erscheinen lassen, auch zur Rekonstruktion lebensweltlicher (und daher "unveröffentlichter") Deutungsmuster genutzt werden (können), scheint den Autoren offenbar nicht erwähnenswert zu sein.

Noch bezeichnender ist aber, daß Lüders und Meuser die Diskussion des methodischen Vorgehens bei der Analyse sozialer Deutungsmuster vollständig auf Aspekte der Dateninterpretation beschränken. Die Frage nach den angemessenen Instrumenten der Datenerhebung, also nach den geeigneten Verfahren zur Erfassung von Datenmaterial, auf dessen Grundlage soziale Deutungsmuster rekonstruiert werden können, wird dagegen nicht einmal erwähnt! Daß es kein spezifisches Verfahren der Deutungsmusteranalyse gibt, gilt aber nicht nur für die Interpretation, sondern auch für die Erhebung von Daten, die für die Rekonstruktion von sozialen Deutungsmustern geeignet sind. Grundsätzlich scheinen hier alle Verfahren der qualitativen Datenerhebung anwendbar. Zumindest basieren Deutungsmusteranalysen auf Material, das durch die unterschiedlichsten Erhebungstechniken gewonnen wurde, wie z.B. durch offene Leitfadeninterviews (Brenke/Peter 1985, Neumann 1994), Experteninterviews (Meuser 1992), Dokumentenanalyse (Schetsche 1992) und Gruppendiskussionen (Bohnsack 1992). Zwei Verfahren sind hier jedoch hervorzuheben, weil sie für die Analyse sozialer Deutungsmuster besonders geeignet erscheinen:

So ist eine gewisse Wesensverwandtschaft zwischen der *objektiven Hermeneutik* und dem Deutungsmusterkonzept nicht zu verkennen - und dies nicht nur, weil sie in Ulrich Oevermann einen gemeinsamen "Vater" haben (Oevermann 1973; Oevermann et al. 1979). Denn die objektive Hermeneutik scheint als Instrument zur Analyse latenter Sinngehalte für die Deutungsmusteranalyse geradezu prädestiniert zu sein. Als problematisch erweist sich jedoch, daß zumindest innerhalb der objektiven Hermeneutik aufgrund der Hypostasierung des Strukturbegriffs kein theoretisches oder methodisches Mittel zur sozialen Lokalisierung von Deutungsmustern zur Verfügung steht. Darüber hinaus reichen sequentielle Einzelfallanalysen für eine Rekonstruktion *sozial geteilter* Deutungsmuster nicht aus; fallspezifische Idiosynkrasien können nie vollständig kontrolliert werden. Vor allem dürfte aber die

Rekonstruktion mehrerer, hinsichtlich einer "objektiven Situation" konkurrierender Deutungsmuster mit sequentiellen Einzelfallanalysen allein kaum gelingen.

In dieser Hinsicht fruchtbarer erscheint die *Methode der dokumentarischen Interpretation* nach Ralf Bohnsack (1989, 1991, 1992), die auf einem wissenssoziologischen Grundverständnis basiert. Das Ausgangsmaterial für die Rekonstruktion von Deutungsmustern wird dabei in Gruppendiskussionen mit natürlichen sozialen Gruppen gewonnen, wobei gruppendynamische Effekte genutzt werden. Dieses Verfahren scheint besonders geeignet zur Erfassung sozialer Sinnstrukturen, da in solchen Gruppendiskussionen kollektiv geteilte Sinnwelten und Milieuspezifika (also auch soziale Deutungsmuster) deutlicher zum Vorschein kommen als etwa in Einzelinterviews. Eine weitere wesentliche Stärke der dokumentarischen Interpretation von Gruppendiskussionen besteht darin, daß durch den kontrastierenden Vergleich von Gruppen (bzw. der Protokolle von Gruppendiskussionen) die systematische Entdeckung und Typisierung unterschiedlicher und konkurrierender Sinnstrukturen (also auch Deutungsmuster) möglich ist (vgl. Bohnsack 1991: 141ff.). Hierbei erweist sich auch die Einheit von Erhebungs- und Auswertungsstrategie als vorteilhaft.

So vielversprechend die dokumentarische Interpretation von Gruppendiskussionen auch für die Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster erscheint, so ist sie andererseits jedoch nur begrenzt einsetzbar. Dabei ist es gerade die Stärke dieses Verfahrens, nämlich die Erfassung sozialer Sinnstrukturen durch Gruppendiskussionen mit "natürlichen" Gruppen, die zu dieser Begrenzung führt. Denn durch die Bindung an soziale Gruppen können auch nur Deutungsmuster rekonstruiert werden, die in solchen Gruppen geteilt werden. Die Deutungsmusteranalyse bleibt dadurch auf "konjunktive Erfahrungsräume" (Mannheim) beschränkt. Übergreifende soziale Deutungsmuster sowie Unterschiede zwischen Deutungsmustern unterhalb und quer zu den sozialen Gruppen geraten daher auch bei einem kontrastierenden Vergleich kaum in den Blick.⁸ Sowohl die dokumentarische Interpretation von Gruppendiskussionen als auch die objektive Hermeneutik haben also ihre spezifischen Vorteile, aber auch Schwächen bei der Analyse von Deutungsmustern. Beiden Verfahren ist zudem gemeinsam, daß sie mit einem relativ hohen Forschungsaufwand verbunden sind, dem Forschenden andererseits aber nur geringe (Gruppendiskussionen) oder gar keine Steuerungsmöglichkeiten hinsichtlich der "objektiven Situation" bieten, auf die sich Deutungsmuster beziehen.

⁸ Bohnsack definiert "konjunktive Erfahrungsräume" jedoch relativ weit und faßt darunter auch Milieus und Generationen (1991: 115). In diesen Fällen müßte aber auf "künstliche", nach bestimmten Gesichtspunkten (z.B. Generationszugehörigkeit) zusammengesetzte Gruppen zurückgegriffen werden. Der Unterschied zwischen sozialen und kollektiven, an "konjunktive Erfahrungsräume" gebundenen Deutungsmustern besteht jedoch vor allem darin, daß soziale Deutungsmuster nicht nur über milieugebundene Interaktionen, sondern auch über öffentliche Diskurse gebildet und "validiert" werden. Soziale Deutungsmuster könnten dann evtl. in "repräsentativ" zusammengesetzten Gruppen erfaßt werden; es fragt sich nur, ob Gruppendiskussionen hierfür noch ein geeignetes Erhebungsinstrument sind. Die entscheidende Einschränkung der Anwendbarkeit von Gruppendiskussionen zur Analyse sozialer Deutungsmuster besteht aber in den geringen Vergleichsmöglichkeiten. Zwar sieht Bohnsack Vergleiche ausdrücklich vor, bindet diese jedoch an vorab definierte Vergleichsmaßstäbe (z.B. Generations- und Geschlechtszugehörigkeit; vgl. insbes. 1991: 56ff.). Dadurch wird die Deutungsmusteranalyse nicht nur durch festgelegte Vergleichshorizonte beschränkt, sondern auch der Möglichkeit beraubt, Deutungsmuster induktiv durch Fallkontrastierungen aus dem Datenmaterial zu rekonstruieren.

Diese Defizite machen die Notwendigkeit deutlich, lebensweltlich verankerte Deutungsmuster mit einem gezielten Erhebungs- und Auswertungsverfahren zu erfassen und zu rekonstruieren. Ein entsprechendes Erhebungs- und Auswertungsverfahren sollte einen systematischen und kontrastierenden Vergleich von Derivationen ermöglichen und über diesen zu einer "sichereren" Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster gelangen als dies bei sequentiellen Einzelfallanalysen möglich ist. Dies erscheint am wahrscheinlichsten, wenn das Ziel der Analyse nicht in der Rekonstruktion einzelner oder gar eines einzelnen Deutungsmusters besteht, sondern in der vollständigen Typologie aller konkurrierenden Deutungsmuster bezüglich einer vorab (aber vorläufig) definierten "objektiven Situation". Darüber hinaus sollte die Datenerhebung zielgerichtet auf die Evokation von Derivationen ausgerichtet sein bzw. eine zielgerichtete Evokation ermöglichen (etwa durch entsprechende Steuerungseingriffe). Ein Verfahren zur Analyse sozialer Deutungsmuster sollte zudem weitreichender und flexibler als Gruppendiskussionsverfahren, also nicht auf "konjunktive Erfahrungsräume" beschränkt sein. Vielmehr sollte es geeignet sein, auch weitreichende (z.B. nationale) und milieuspezifische Deutungsmuster zu erfassen und rekonstruieren. M.a.W.: Es sollte gegenüber den Konstitutionsbedingungen von Deutungsmustern (und damit für die Frage, wer diese Deutungsmuster teilt) sensibel sein und diese nicht voreilig an bestimmte soziale Kategorien binden. Schließlich sollte es möglichst mit geringerem Forschungsaufwand (oder zumindest nicht mit einem höheren) verbunden sein als die objektive Hermeneutik oder die dokumentarische Interpretation von Gruppendiskussionen.

Diesen vielfältigen Anforderungen wird ein Verfahren zur Analyse sozialer Deutungsmuster gerecht, das als *diskursives Interview*⁹ bezeichnet werden soll.¹⁰ Dieses Interviewverfahren nutzt den Umstand, daß die Wahrscheinlichkeit eines Rückgriffs auf soziale Deutungsmuster in Form von Derivationen am höchsten ist, wenn einer impliziten oder expliziten Begründungsaufforderung nachgekommen wird. Hierzu ist eine Befragungstechnik erforderlich, die dazu geeignet ist, im gewünschten Maße Derivationen zu evozieren. Zur angemessenen Analyse sozialer Deutungsmuster reicht eine spezifische Interviewtechnik allein jedoch nicht aus. Das Verfahren des diskursiven Interviews besteht daher aus insgesamt drei eng verbundenen Elementen:

- (1) Dies ist zum einen ein Auswahlverfahren, durch welches - in Anlehnung an das Konzept des *theoretical sampling* (Glaser/Strauss 1967) - dafür Sorge getragen wird, daß die Wahrscheinlichkeit einer Erfassung unterschiedlicher und konkurrierender Deutungsmuster hoch ist und daß andererseits eine hinreichend hohe Fallzahl für eine fallkontrastierende Analyse gewährleistet.

⁹ Den Begriff "diskursives Interview" verwende ich hier "jungfräulich", also ohne direkte oder indirekte Bezugnahme auf etwaige frühere Gebrauchsweisen. (Dies gilt auch für die einzige mir bekannte Verwendungsweise. So bezeichnet Hopf (1988: 9f. bzw. 1991: 179f.) Interviewformen als "diskursive Interviews", die in der Handlungsforschung üblich waren (bzw. sind) und besonderes Gewicht auf eine "kommunikative Validierung" der Interviewinterpretationen legen. Hopfs Darstellung ist hier jedoch nicht sehr präzise; zudem fehlen entsprechende Literaturhinweise. Mit diesen Interviewformen - offenbar haben sich weder die Bezeichnung noch die Klassifikation selbst etablieren können - hat das hier vorgestellte Verfahren jedenfalls nichts gemein.)

¹⁰ Hiermit soll jedoch nicht behauptet werden, daß es sich beim diskursiven Interview um die einzige oder gar beste Möglichkeit einer Erfassung und Rekonstruktion von Deutungsmustern handelt.

- (2) Von entscheidender Bedeutung sind Befragungstechniken, die dazu geeignet sind, Derivationen zu evozieren. Hierzu kann nur bedingt auf etablierte qualitative Interviewverfahren zurückgegriffen werden. Denn auch bei einem günstigen Interviewsetting, wie es für offene Interviewverfahren typisch ist, muß damit gerechnet werden, daß Befragte in Einzelfällen nicht bereit oder in der Lage sind, sich zu zentralen Fragen explizit zu äußern. Die Technik des diskursiven Interviews ermöglicht es daher, Befragte direkt oder indirekt zur Begründung ihrer Handlungen, Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen zu veranlassen und sie darüber hinaus systematisch mit Widersprüchen und Inkonsistenzen in ihren Selbstdarstellungen zu konfrontieren.
- (3) Schließlich umfaßt das diskursive Interview eine Auswertungsstrategie, die durch einen fallkontrastierenden Vergleich und eine typisierende Rekonstruktion *soziale* Deutungsmuster überhaupt erst erkennbar macht, interpretatorisch absichert und darüber hinaus durch die parallele Rekonstruktion konkurrierender Deutungsmuster (im Idealfall einer vollständigen Typologie aller Deutungsmuster, die auf eine "objektive Situation" angewendet werden) stabilisiert.

Alle drei Forschungsphasen (Auswahl, Befragung und Auswertung) bilden beim diskursiven Interview eine funktionale Einheit und sind auf die Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster ausgerichtet. In den folgenden Abschnitten werden die zentralen Elemente des diskursiven Interviews dargestellt. Im Mittelpunkt stehen dabei die Leitfadenskonstruktion und die Unterscheidung unterschiedlicher Fragetypen.

4. Zentrale Elemente des diskursiven Interviews

4.1. Das Auswahlverfahren

Aus der Festlegung auf die Analyse sozialen Sinns und der Prämisse, daß dieser nur durch den systematischen Vergleich individueller Emanationen kollektiv geteilter Sinngehalte zu erfassen ist, ergibt sich auch die Grundstruktur des Auswahlverfahrens. Demzufolge können soziale Deutungsmuster nicht bzw. nur unvollkommen aus Einzelfällen rekonstruiert werden. Eine angemessene Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster setzt vielmehr eine Mindestzahl von Protokollen (Interviews) voraus. Die möglichen Interviewpartner sollten dabei anhand theoretisch begründeter Kriterien ausgewählt werden, und zwar sowohl vor Beginn der Erhebung als auch während der Erhebungsphase im Sinne des *theoretical sampling* nach Glaser und Strauss (1967: 45ff.). Auswahlkriterien sind dabei nicht die individuellen Merkmale der Interviewpartner, sondern die "objektiven Situation(en)", so daß ein Interview strenggenommen auch aus mehreren "Fällen" bestehen kann, wenn in ihm auf unterschiedliche "objektive Situationen" Bezug genommen wird.¹¹

¹¹ Da soziale Deutungsmuster durch kontrastierende Vergleiche rekonstruiert werden, kann die "Ganzheit des Falles" hier auch nicht im vollständigen Interviewprotokoll (oder gar im Befragten) bestehen. Als "Fälle" sind dagegen eher die einzelnen Deutungsmuster zu bezeichnen; das Postulat der Ganzheit kann sich daher auch nur auf die erst zu rekonstruierenden Deutungsmuster beziehen. Diese liegen aber quer zur den Interview-

Bei der Bestimmung der Auswahlkriterien kann zwei nur bedingt kompatiblen Grundstrategien gefolgt werden, die als Repräsentanz- bzw. als Fokussierungsstrategie bezeichnet werden können. So kann sich die Auswahl der Interviewpartner zum einen auf die im Sinne der Fragestellung vielversprechendste Merkmalskombination und insofern auf eine relativ spezifische "objektive Situation" konzentrieren (theoretische Fokussierung). Eine solche Auswahlstrategie empfiehlt sich vor allem bei einer präzisen und zugespitzten Fragestellung, also bei einer relativ klaren Festlegung dessen, was als "objektive Situation" gelten soll. Das gleiche gilt auch für ein strenges theoretical sampling, wenn nämlich die fokussierte Untersuchungsgruppe nur eine Eingangsauswahl darstellt, die im Forschungsprozeß systematisch (theoriegeleitet) erweitert wird.¹²

Andererseits kann das zentrale Interesse aber auch darin bestehen, alle erwarteten Merkmalskombinationen einer nur vorläufig definierten "objektiven Situation" möglichst vollständig und gleichmäßig zu erfassen. Die Vorteile dieser Auswahlstrategie bestehen in einer größeren Reichweite, Flexibilität und Offenheit. Eine weitgehende Repräsentanz des Feldes ist aber vor allem eine Voraussetzung für die Entwicklung einer vollständigen Typologie sozialer Deutungsmuster. Häufig werden aber sowohl Fokussierungs- als auch Repräsentanzinteressen bestehen. Hier gilt es dann, zwischen beiden Interessen die ideale Kombination bzw. einen tragfähigen Kompromiß zu finden. Welche Auswahlstrategie vorzuziehen ist und in welcher Form Fokussierungs- und Repräsentanzinteressen in Einklang gebracht werden können, ist daher letztlich vom jeweiligen Forschungsgegenstand und der spezifischen Fragestellung abhängig.¹³

4.2. Die Befragungsform des diskursiven Interviews

Diskursive Interviews sind halbstrukturierte, leitfadengestützte Interviews. Negativ rechtfertigt sich eine strukturierte Interviewführung zunächst dadurch, daß der weitere Interaktionskontext von Äußerungen (also Stellungnahmen zu anderen "objektiven Situationen") für die Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster von untergeordneter Bedeutung ist. Vor allem ist aber der Erhalt bzw. die Erarbeitung einer Gesamtstruktur des "Falles" (i.S. des Interviewprotokolls) nicht erforderlich. Denn der einzelne Befragte ist primär als Verwender und Reproduzent sozialer Deutungsmuster von Interesse, die erst durch den Vergleich der Interviewprotokolle sichtbar werden.¹⁴ Die Notwendigkeit zu einer stärkeren Struktu-

protokollen, wobei der einzelne Befragte die Funktion eines (in dieser Hinsicht ahnungslosen) Informanten über soziale Deutungsmuster erfüllt.

¹² Dies entspricht dem Vorgehen, das Glaser und Strauss (1967: 49ff.) für den ersten Schritt des theoretical sampling vorschlagen.

¹³ In einem Forschungsprojekt über die soziale Akzeptanz der Gesetzlichen Krankenversicherung (vgl. Ullrich 1996) bestand das Fokussierungsinteresse z.B. darin, die Akzeptanz der GKV insbesondere bei denjenigen Versicherten zu untersuchen, die sich subjektiv als benachteiligt wahrnehmen, weil sie in Relation zu den entnommenen Gesundheitsleistungen überproportional hohe Beiträge zahlen (sog. Netto-Zahler). Unterhalb dieses Auswahlkriteriums (und z.T. quer dazu) bestand das Repräsentanzinteresse in der Berücksichtigung möglichst aller Netto-Zahler-Situationen (z.B. unterschiedliche Krankenkassen und Wechselmöglichkeiten oder Unterschiede im Alter und im Familienstand der Versicherten).

¹⁴ Damit soll nicht behauptet werden, daß eine fallspezifische Betrachtungsweise nicht lohnenswert sei. Im Gegenteil: Eine solche Analyseperspektive dürfte sehr hilfreich sein für die Entdeckung typischer Zusammenhänge zwischen Deutungsmustern.

rierung des Interviews ergibt sich andererseits daraus, daß die Evokation von Deutungsmustern erhebliche Eingriffsmöglichkeiten seitens der Interviewer erfordert. Denn diese müssen in der Lage sein, das Gespräch auf die forschungsrelevanten "objektiven Situationen" hinzuleiten (Steuerungsfunktion). Noch wichtiger ist jedoch, daß für den Interviewer die Möglichkeit zu "spontanen" und direkten Begründungsaufforderungen besteht sowie zur Konfrontation des Befragten mit Widersprüchen in seinen Ausführungen. Denn nur so können zusätzliche Begründungen von Situationsdefinitionen, Handlungsorientierungen und Handlungen generiert werden, über die schließlich soziale Deutungsmuster entschlüsselt werden können (Evokationsfunktion). Zusätzlich zu Begründungsaufforderungen und Konfrontationen, die mehr oder minder direkt aus der Interviewinteraktion hervorgehen, besteht beim diskursiven Interview aber auch die Möglichkeit, Befragte auch relativ unvermittelt und ohne unmittelbaren Bezug auf die Äußerungen des Befragten zu Begründungen ihrer Handlungen und Situationsdefinitionen zu veranlassen. Hierzu dienen u.a. Konfrontationen und Polarisierungen, mittels derer die Befragten mit typisierten Handlungsalternativen oder Situationsdefinitionen konfrontiert und zu Stellungnahmen aufgefordert werden (s.u.).

4.2.1. Leitfadenkonstruktion

Das Leitfaden- oder halbstrukturierte Interview ist vermutlich die am häufigsten verwendete Erhebungstechnik in der qualitativen Sozialforschung. Allerdings ist nicht ganz klar, welchen Status der Terminus "Leitfadeninterview" eigentlich hat. So kann das Leitfadeninterview zum einen als eigenständiger Interviewtypus aufgefaßt und von anderen Interviewformen (z.B. dem narrativen Interview) unterschieden werden (so z.T. bei Hopf 1988, 1991). Zum anderen kann man von Leitfadeninterviews aber auch im Sinne eines Gattungsbegriffs sprechen und hierunter verschiedene Interviewtechniken subsumieren, in denen Leitfäden zur Anwendung kommen (so z.B. Flick 1995).

In beiden Varianten ist die Verwendung des Begriffs "Leitfadeninterview" zur Klassifizierung zumindest unglücklich, weil dadurch - ganz in Gegensatz zum viel beschworenen Primat von Gegenstand und Fragestellung - ein technisches Merkmal zum grundlegenden Unterscheidungskriterium erhoben wird. Dies führt dazu, daß unter dem Oberbegriff "Leitfadeninterview" äußerst heterogene Interviewformen subsumiert werden.¹⁵ Als ungeeignet zur Unterscheidung von Formen qualitativer Interviews erscheint der Begriff des Leitfadeninterviews aber vor allem wegen seiner geringen Trennschärfe. Denn fast alle qualitative Interviewverfahren verwenden Leitfäden. Die entscheidenden Unterschiede bestehen eher darin, wie umfangreich, detailliert und ausformuliert dieser ist, welcher Stellenwert ihm in der Erhebungssituation zukommt (ergänzend oder zentral, strukturierend oder als Hilfe für den Interviewer, etc.) und wie die Interviewführenden mit dem Leitfaden umgehen sollen. Sinnvoller ist es daher sicher, von Leitfäden als Teil und Instrument fast aller qualitativen Interviews auszugehen und sie als solches

¹⁵ Hopf (1988) faßt unter dem Begriff des Leitfadeninterviews die Formen des klinischen, des biographischen, des problemzentrierten und des Struktur-Dilemma-Interviews zusammen. Flick (1995: 94ff.) subsumiert hierunter das fokussierte Interview, das problemzentrierte Interview, das halbstandardisierte Interview sowie "anwendungsfeldbezogene Ansätze" (ethnographisches Interview, Experteninterview). Daß diese Klassifizierung

methodologisch und methodisch zu erörtern. Von einer Theorie oder Methodologie des Leitfadenterviews bzw. des Umgangs mit Leitfäden kann jedoch keine Rede sein. Selbst praktische Anweisungen zur Handhabung von Leitfäden sowie die Diskussion von Anwendungsproblemen haben eher Seltenheitswert. Der zentrale Bezugspunkt ist hier nach wie vor der grundlegende Aufsatz von Hopf aus dem Jahr 1978 (!), der sich allerdings weitgehend auf Probleme der Verwendung von Leitfäden in Interviews konzentriert (insbes. auf die berühmt gewordene Leitfadentbürokratie).

Es besteht somit eine eklatante Differenz zwischen der häufigen Verwendung von Leitfadenterviews bzw. von Leitfäden und einer mangelnden methodologischen Reflexion, die angesichts der innerhalb der qualitativen Sozialforschung sonst eher hohen Neigung zu methodologischen Reflexionen nur um so auffälliger ist. Dieses Mißverhältnis schlägt sich auch in den einschlägigen Hand-, Einführungs- und Lehrbüchern nieder (vgl. u.a. Bohnsack 1991; Flick 1995, Flick et al. 1991; Heinze 1992; Lamnek 1989; Mayring 1990; Spöhring 1989). Denn von der erwähnten Ausnahme abgesehen (Hopf 1988, 1991) wird in diesen i.d.R. weder "das" Leitfadenterview als eigenständiger Typus behandelt, noch werden Möglichkeiten und Probleme der Konstruktion und Verwendung von Leitfäden dargelegt, die über den Verweis auf die Gefahren einer "Leitfadentbürokratie" (Hopf 1978) hinausgehen. Am deutlichsten wird das Defizit an methodologischer Durchdringung aber schon in einer früheren Phase des Forschungsprozesses, nämlich bei der Planung und Konstruktion des Erhebungsinstruments. Für die damit verbundenen Entscheidungsprobleme - ob überhaupt ein Leitfaden verwendet werden sollte, welche Form ein Leitfaden haben sollte, wie dieser im Interview einzusetzen ist und wie man einen Leitfaden konstruiert - finden sich auch in ausgewiesenen Lehrbüchern keine oder nur vage Hilfestellungen (wie z.B. das Postulat, daß sich der Strukturierungsgrad nach dem Gegenstand/der Fragestellung richten sollte).

Grundsätzlich kann in Leitfäden die Folge und versuchte Lösung des Spannungsverhältnisses von Strukturierungsnotwendigkeiten auf der einen Seite und einem Interesse an möglichst viel "Offenheit" und "Spontanität" auf der anderen gesehen werden. Ob und wie Leitfäden eingesetzt werden, muß und kann sich daher tatsächlich nur aus dem Forschungsinteresse sowie aus der Ausrichtung einer Interviewmethode ergeben. So wird etwa beim fokussierten (Merton/Kendall 1979) und beim problemzentrierten Interview (Witzel 1985), in entgegengesetzter Richtung aber auch beim narrativen Interview (Schütze 1983), sehr deutlich, in welchem Maße und mit welchem Strukturierungsgrad Leitfäden zum Einsatz kommen können. Ist aufgrund des Forschungsinteresses erst einmal eine Methodenentscheidung gefallen, sollte damit also auch bereits im Grundsatz, wenn auch nicht im Detail entschieden sein, ob und in welcher Form ein Leitfaden zum Einsatz kommt. So ergibt sich auch für das diskursive Interview aus der methodischen Konzeptionierung ein klares Interesse an einem relativ "rigiden" Leitfaden, zumindest an einem, der die für eine interaktive Interviewführung erforderlichen Steuerungs- und Evokationseingriffe ermöglicht.

gen nicht einheitlich sind (Hopf führt das fokussierte Interview z.B. nicht als Leitfadenterview), unterstreicht die Schwäche des Leitfadenterviews als Gattungsbegriff.

Die Frage, ob bzw. in welcher Form ein Leitfaden zum Einsatz kommen soll, kann also nicht losgelöst von den jeweiligen Forschungsstrategien, Erhebungstechniken und Interpretationsverfahren beurteilt werden. Anders verhält es sich bei der Konstruktion von Leitfäden. Zwar entscheidet - im Unterschied zur quantifizierenden Methodik - letztlich nicht die korrekte Anwendung von Konstruktionsregeln, sondern der erfolgreiche Einsatz über die Güte eines Leitfadens; dennoch lassen sich allgemeine Regeln für die Konstruktion von Leitfäden formulieren, die zumindest einen groben Qualitätsmaßstab bieten. Ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, sollen im folgenden einige solcher Konstruktionsregeln vorgeschlagen und kurz erläutert werden, wobei von einem relativ "durchkonstruierten" Leitfaden ausgegangen wird, also von der Form eines Leitfadens, die sich u.a. für diskursive Interviews empfiehlt.

4.2.2. Allgemeine Kriterien für die Konstruktion eines Leitfadens

Hinsichtlich der Konstruktion eines Leitfadens sind verschiedene Aspekte zu beachten und entsprechend viele Konstruktionsfehler möglich. Zudem können auch grundsätzlich unlösbare Zielkonflikte zwischen den einzelnen Interessen und Kriterien auftauchen (z.B. zwischen einer verständlichen und einer genauen Formulierung), so daß ein tragfähiger Kompromiß gefunden werden muß. Die im folgenden vorgeschlagenen "Gütekriterien" sind daher als Maximalforderungen zu verstehen. Diesen entsprechend sollte das Ziel einer Leitfadenkonstruktion darin bestehen, folgende Fragen eindeutig zu klären:

- (1) Warum wird die Frage gestellt (bzw. der Stimulus gegeben¹⁶)?
Von zentraler Bedeutung ist zunächst der Bezug einer Frage zur Fragestellung, also ihre *theoretische Relevanz*. Zusätzlich können Fragen aber auch (oder nur) funktionale Erfordernisse erfüllen (z.B. Filterfragen), über die ebenfalls Klarheit bestehen sollte. Nach Möglichkeit sollte jedoch jede Frage einen Bezug zur Fragestellung aufweisen, also nicht rein technischer Art sein.
- (2) Wonach wird gefragt/Was wird erfragt?
Eng verbunden mit der theoretischen Relevanz im Sinne der Fragestellung ist die *inhaltliche Dimension* einer Frage. Das Spektrum der möglichen (und erwarteten) Antworten sollte dabei vorgeklärt werden; darüber hinaus ist zu prüfen, ob die Frage auch tatsächlich auf die intendierten Inhalte zielt.
- (3) Warum ist die Frage so (und nicht anders) formuliert?
Neben der inhaltlichen Bestimmung ist auch die Formulierung grundlegend für die Qualität einer Frage. Hier ist zunächst zu klären, welcher Stimulus- bzw. Fragetyp (s.u.) überhaupt angemessen ist. In einem zweiten Schritt sollte durch den Vergleich und das Testen unterschiedlicher Formulierungsalternativen die geeignete Formulierung ausgewählt werden, wobei die Verständlichkeit, Eindeutigkeit und Ergiebigkeit (Stärke des Erzählanreizes) die wichtigsten Kriterien sind.¹⁷

¹⁶ Wenn im folgenden vereinfacht von "Fragen" die Rede ist, so ist dies nicht im wörtlichen Sinne gemeint, sondern schließt auch alle Stimuli mit ein, die nicht als Frage formuliert werden.

¹⁷ Häufig kann es sich aber durchaus als sinnvoll erweisen, Fragen nicht vollständig auszuformulieren. Der Vorteil keiner oder nur vager Frageformulierungen im Leitfaden (etwa Stichpunkte) besteht in der geringeren Gefahr einer Leitfadenbürokratie und darin, daß den Interviewern eine höhere Spontanität und Flexibilität ermöglicht wird. Andererseits sind Formulierungsmängel bei einer spontanen Frageformulierung im Interview kaum zu vermeiden. Welcher Formulierungsgrad vorzuziehen ist, kann daher nur im Einzelfall entschieden werden und hängt u.a. von der Komplexität der Fragestellung und den Erfahrungen und Neigungen der Interviewer ab.

- (4) Warum steht die Frage/der Fragenblock an einer bestimmten Stelle?
Hier geht es um die Begründung der *Grob- und Feinstruktur eines Leitfadens*, also um die Reihenfolge der Fragen, aber auch inhaltlich zusammengehöriger Fragenblöcke. Im Idealfall sollte für jede Frage angegeben werden können, warum sie an "ihrer" Stelle des Leitfadens steht. Oft werden hierfür naheliegende inhaltliche (z.B. die Notwendigkeit einer bestimmten Reihenfolge der Themen) oder technische Gründe angeführt werden können. Gleiches gilt auch für die Verteilung von Fragetypen im Leitfaden (z.B. Wissensfragen eher zu Beginn einer Befragung, Begründungsaufforderungen erst relativ spät). Im engen Zusammenhang mit der Ablaufstruktur eines Leitfadens steht auch das *Verhältnis zwischen einzelnen Fragen*. Besondere Aufmerksamkeit sollte dabei der "Hierarchie" der Fragen geschenkt werden (z.B. obligate Haupt- und optionale, weil von der Beantwortung der Hauptfrage abhängig Nachfragen). Grundsätzlich sollte auch deutlich sein, wann es sich bei einer Frage um eine Wiederholung bzw. um eine zu wiederholende Frage handelt (s.u.).

4.2.3. Frage- und Stimulustypen

Hinsichtlich der Form und der Funktion kann eine Vielzahl unterschiedlicher Fragen und anderer Stimuli unterschieden werden. Es ist daher von grundlegender Bedeutung für die Konstruktion eines Leitfadens, daß man sich möglichst in jedem Fall genau über den Charakter einer Frageformulierung im klaren ist. Im folgenden wird zunächst auf einige technische Aspekte eingegangen. Anschließend werden die wichtigsten Fragetypen anhand der Textart unterschieden, die sie intendieren. In einem gesonderten Abschnitt werden schließlich spezifische Stimuli dargestellt, die für das diskursive Interview von besonderer Bedeutung sind.

Technische Fragen (bzw. die technischen Aspekte einer Frage) dienen in erster Linie der Handhabung des Leitfadens. Denn nicht immer sind alle Fragen des Leitfadens für jeden einzelnen Befragten geeignet; evtl. müssen sogar erst im Interview Entscheidungen über die Verwendung des "richtigen" Leitfadens (bzw. Leitfadenteils) getroffen werden. In technischer Hinsicht können mindestens vier Frageformen unterschieden werden:

- (1) Informations- und Filterfragen:
Informations- und Filterfragen beziehen sich i.d.R. auf allgemeine "harte Daten" (z.B. Alter oder Beruf). Ihr Zweck besteht darin, die Verwendung der richtigen Leitfadenteile sicherzustellen. Informations- und Filterfragen ermöglichen ein Überspringen größerer Teile des Leitfadens, die Auswahl der richtigen Variante eines Leitfadenteils oder sogar - im Extremfall - erst die Entscheidung über die angemessene Leitfadenvariante, wenn dies nicht bereits vor Gesprächsbeginn geklärt werden konnte. Die dabei erhaltenen Informationen können darüber hinaus aber auch zur Auswertung der Interviews herangezogen werden.
- (2) Hauptfragen und abhängige Fragen:
Fragen sind oft i.d.S. hierarchisiert, daß einzelne Fragen von der Beantwortung einer Hauptfrage abhängig sind. Im Unterschied zu den Informations- und Filterfragen handelt es sich gewissermaßen um "kleine Filterungen" innerhalb eines spezifischen Themas.
- (3) Fragen zum Gesprächseinstieg:
Für die Entwicklung einer produktiven Gesprächsatmosphäre ist vermutlich ein starker Erzählstimulus am geeignetsten, der aber auch nicht zu allgemein sein sollte, da es sonst zu einer Überforderung der Erzählkompetenz des Befragten kommen kann. Andererseits sind Fragen, die aufgrund ihrer Form oder ihrer inhaltlichen Zielrichtung (z.B. Fragen zum Gesundheitszustand oder zur Einkommenssituation) die Interviewsituation negativ beeinflussen können, zu Beginn eines Interviews möglichst zu vermeiden.

- (4) Wiederholungen und Wiederaufnahmen:
Oftmals ist es sinnvoll oder notwendig, ein Thema zu einem späteren Zeitpunkt im Interview wieder aufzunehmen. Wiederholungen sind u.a. sinnvoll, wenn ein Sachverhalt in unterschiedlichen inhaltlichen Kontexten (unter unterschiedlichen Blickwinkeln) thematisiert werden soll. So kann es etwa von Interesse sein, in der inhaltlichen Zielrichtung ähnliche (allgemeine) Fragen zu Beginn und zum Abschluß einer intensiven Befassung mit einem Thema zu stellen, um dadurch die Auswirkung der Thematisierung im Interview auf die Stellungnahmen der Befragten zu erfassen. Die Wiederholung einer inhaltlich gleichen Frage kann aber auch im Sinne einer Kontrollfrage zur Aufdeckung von Widersprüchen und Inkonsistenzen eingesetzt werden. Im Unterschied zu Wiederholungen können Wiederaufnahmen oder Anknüpfungsfragen nur sehr eingeschränkt im voraus geplant werden. Häufig ergeben sich thematische Brüche aber auch bereits aus der Konstruktion des Leitfadens. Diese sollten zwar soweit wie möglich vermieden werden, sind aber oft auch für die Fragestellung interessant. In solchen Fällen ist es sicher ratsam, sich vorher zu überlegen, wie ein Thema wieder angemessen aufgegriffen werden kann.

Wichtiger als diese und weitere technischen Aspekte ist die Unterscheidung von Fragen nach der inhaltlichen Zielrichtung bzw. nach der Textart, die durch eine Frage generiert werden soll. Idealtypisch können hier ebenfalls vier grundsätzliche, sich aber keineswegs gegenseitig ausschließende Fragearten unterschieden werden.

- (1) Wissensfragen:
Für die Handhabung des Leitfadens sind Wissensfragen (Informations- und Filterfragen) meist unentbehrlich. Oft dürfte aber auch ein inhaltliches Interesse an den Kenntnissen und Wissensbeständen der Befragten bestehen. Das Wissen eines Befragten zu erfragen, ist einerseits einfach. Aufgrund ihrer möglichen Filterfunktion und weil sie weitgehend voraussetzungslos sind, können bzw. sollten Wissensfragen überwiegend zu Beginn eines Interviews gestellt werden. Wissensfragen können sich aber auch nachteilig auf die Interviewsituation auswirken, wenn sich der Befragte etwa ausgefragt fühlt oder wenn ihm ein Gefühl von Inkompetenz vermittelt wird. Insbesondere bei einer hohen Wahrscheinlichkeit von Unwissenheit oder bei einem starken Interesse an den Kenntnissen der Befragten ist es daher vermutlich am günstigsten, Wissensbestände indirekt zu erschließen. Ein anderes Mittel zur Vermeidung negativer Effekte direkter Wissensfragen sind offene Wissensfragen, die so formuliert werden, daß die Möglichkeit einer "falschen" Antwort im Grunde nicht besteht (z.B.: "Was verstehen Sie unter [...]?"). Grundsätzlich sollte möglichst nie der Eindruck erweckt werden, daß die Angaben des Befragten falsch seien. Diese sollten daher auch nur insoweit korrigiert werden, wie dies für den Fortgang des Interviews unabdingbar ist.
- (2) Erzählaufforderungen:
Erzählaufforderungen sind alle Stimuli, die auf eine Beschreibung vergangener Ereignisse, Erfahrungen und Handlungen zielen ("Wie war das?", "Was kam dann?" etc.). Sie bilden den Kern der meisten qualitativen Interviewverfahren. Auch für das diskursive Interview können die dadurch generierten Erzähl- und Beschreibungstexte durchaus wichtig sein, insofern sie Hinweise auf die verwendeten Situationsdefinitionen und Deutungsmuster der Befragten enthalten. Andererseits zielt das diskursive Interview aber auf Begründungen (Argumentationstexte), weil diese das beste Ausgangsmaterial für die Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster bilden. Die Bedeutung von Erzähl- und Beschreibungstexten für den Auswertungsprozeß ist daher begrenzt, wobei allerdings zu beachten ist, daß auch durch Erzählaufforderungen bereits im erheblichen Maße Stellungnahmen und Begründungen generiert werden können. Die Bedeutung von Erzählaufforderungen liegt beim diskursiven Interview aber in erster Linie in ihrer strategischen Funktion, denn Erzählungen sind eine wesentliche Voraussetzung für Aufforderungen zu Stellungnahmen und Begründungen, also den Stimulusformen, durch die am direktesten Begründungen generiert werden.
- (3) Aufforderungen zu Stellungnahmen:
Zumindest für diskursive Interviews sind Fragen von zentraler strategischer Bedeutung, die die Befragten direkt zu Stellungnahmen zu bestimmten Sachverhalten veranlassen. Solche Aufforderungen zu Stellungnahmen oder "Meinungsfragen" zielen explizit auf die Bewertungen und Handlungsorientierungen (Wertüberzeugungen und Interessendefinitionen) der Befragten und

erhöhen die Wahrscheinlichkeit, daß bei den generierten Antworten auf soziale Deutungsmuster zurückgegriffen wird. Logisch können Aufforderungen zu Stellungnahmen sowohl an Erzählungen anschließen als auch unabhängig erfolgen. Insbesondere bei womöglich heiklen Themen sollten sie jedoch möglichst erst nach der Herstellung einer produktiven Interviewatmosphäre erfolgen.

Bei Aufforderungen zu Stellungnahmen ist zu beachten, daß diese recht unterschiedlich generiert werden können und daß dies einen erheblichen Einfluß auf das Antwortverhalten haben kann. So können Aufforderungen zu Stellungnahmen unterschiedlich offen formuliert werden, sehr direkt oder eher indirekt erfolgen und sich auf allgemeine Phänomene oder aber auf konkrete Lebensereignisse der Befragten beziehen. Von entscheidender Bedeutung ist aber, ob bzw. welche Vorgabe eines Bewertungsmaßstabes erfolgt. Wenn etwa zu einer Beurteilung anhand individueller Interessendefinitionen aufgefordert wird, wird sich die Stellungnahme im allgemeinen auch nur innerhalb dieser Bewertungsdimension bewegen. Wie der gleiche Sachverhalt unter normativen Gesichtspunkten beurteilt wird, wird man dann kaum erfahren. Grundsätzlich gilt dabei: je enger der im Fragestimulus vorgegebene Bewertungsmaßstab, desto enger auch das zu erwartende Bewertungsspektrum. Bei der Aufforderungen zu Stellungnahmen sollte daher immer versucht werden, (a) auf eine Vorgabe von Bewertungsmaßstäben ganz zu verzichten, (b) diese aus den unmittelbar vorhergegangenen Äußerungen des Befragten zu entnehmen oder (c) möglichst allgemeine Begrifflichkeiten zu verwenden (z.B. "richtig/falsch" statt "gerecht/ungerecht") und sich diese (d) im Falle der beiden letzteren Alternativen nach Möglichkeit vom Befragten explizieren zu lassen (z.B.: "Was meinen Sie damit, wenn Sie [...] als 'gerecht' bezeichnen?").

(4) Begründungsaufforderungen:

Begründungsaufforderungen können sich gleichermaßen auf Erzählungen vergangener Handlungen und Situationsdefinitionen, auf aktuelle Stellungnahmen und die dabei zugrundegelegten Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen sowie auf im Gespräch geäußerte Handlungsabsichten beziehen. Sie setzen immer einen entsprechenden Bezug voraus (etwas, das begründet werden kann) und müssen sich daher aus der Interviewinteraktion ergeben. Ihre Planbarkeit ist daher eingeschränkt, kann aber durch spezifische Frageformen erhöht werden (s.u.).

Begründungsaufforderungen sind bei einem Großteil der qualitativen Interviewverfahren ausgeschlossen, nicht explizit vorgesehen oder spielen eine nachgeordnete Rolle.¹⁸ Für das diskursive Interview sind Begründungsaufforderungen dagegen von entscheidender Bedeutung, da hier von der Annahme ausgegangen wird, daß soziale Deutungsmuster als Derivationen gerade in Begründungen am deutlichsten zum Ausdruck kommen. Für ein Verfahren zur Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster ist es daher erforderlich, auch dann Begründungen generieren zu können, wenn dies nicht bereits durch Erzählaufforderungen und Aufforderungen zu Stellungnahmen gelingt.

Die typische Form einer Begründungsaufforderung ist die offene Warum-Frage ("Warum sind Sie der Meinung, daß [...]?", "Warum haben Sie damals [...]?" etc.). Die Vorgabe möglicher Gründe ist dagegen selbst dann problematisch, wenn Befragten zunächst keine Gründe "einfallen". Denn der Reiz, der von externen Sinn- und Interpretationsangeboten für das eigene Handeln bzw. die eigenen Handlungsorientierungen ausgeht, dürfte in vielen Befragungssituation sehr groß sein und zu einer verzerrenden Neigung zur Akzeptanz solcher Begründungsvorschläge führen. In diesen Fällen ist es sicher ratsamer, ganz auf Begründungen zu verzichten.

¹⁸ Ausnahmen sind hier u.a. das problemzentrierte Interview nach Witzel (1985) und das von Scheele und Groeben (1988) entwickelte Interviewverfahren zur Rekonstruktion subjektiver Theorien, die Begründungsaufforderungen ausdrücklich vorsehen.

Für Begründungsaufforderungen gilt noch weit mehr als für Aufforderungen zu Stellungnahmen, daß sie sich negativ auf die Interviewsituation auswirken können. Denn insbesondere, wenn sie durch Konfrontationen und Polarisierungen (s.u.) unterstützt werden, besteht die Gefahr, daß die Befragten den Eindruck gewinnen, sich gegenüber den Interviewführenden rechtfertigen zu müssen. Dies kann sich nicht nur ungünstig auf die Befragungssituation auswirken (bis hin zur Antwortverweigerung oder gar zum Abbruch des Interviews), sondern vor allem auch zu invaliden Ergebnissen führen, da die Befragten "trotzig" oder "eingeschüchtert" (soziale Erwünschtheit) reagieren können. Diesen Gefahren ist durch eine entsprechende Interviewführung vorzubeugen. Auch für Begründungsaufforderungen gilt daher, daß sie erst nach der Schaffung einer konstruktiven und vertrauensvollen Gesprächsatmosphäre erfolgen sollten. Darüber hinaus sollten Begründungsaufforderungen eher sparsam verwendet werden, um nicht in eine Art Dauerdiskussion mit den Befragten zu geraten und dadurch ein zu großes Übergewicht von Argumentationstexten zu verursachen. Begründungsaufforderungen sollten daher möglichst erst nach Aufforderungen zu Stellungnahmen (und beide wiederum erst nach Erzählaufforderungen) erfolgen. Denn dadurch erhöht sich die Wahrscheinlichkeit von Begründungen ohne explizite Begründungsaufforderungen (nämlich im direkten Kontext von Erzählungen und Stellungnahmen), die nicht nur die Interviewsituation weniger belasten, sondern vermutlich auch glaubwürdiger sind.

4.2.4. Fragen und Stimuli zur Evokation von Stellungnahmen und Begründungen

Aufgrund der hohen Bedeutung von Stellungnahmen und Begründungen für die Rekonstruktion und Analyse sozialer Deutungsmuster muß ein Verfahren zur Analyse sozialer Deutungsmuster über Möglichkeiten einer gezielten Evokation von Stellungnahmen und Begründungen verfügen. Im diskursiven Interview sind hierzu spezifische Frage- und Stimulusarten vorgesehen.

(1) Hypothetische Situationen:

Ein Mittel zur Erhöhung der Wahrscheinlichkeit von Stellungnahmen und expliziten Begründungen sind hypothetische Situationen. Dabei werden die Befragten gebeten, sich in andere Situationen zu versetzen und zu überlegen, zu welchen Entscheidungen, Beurteilungen etc. sie in einem solchen Fall kommen würden ("Wenn Sie [...] wären, was würden Sie dann tun?", "Stellen Sie sich vor, [...]; wie würden Sie Ihre Situation dann beurteilen?" etc.). Durch hypothetische Situationen ist es möglich, von Befragten auch zu solchen Sachverhalten Stellungnahmen zu erhalten, von denen sie nicht unmittelbar betroffen sind. Außerdem können einzelne Parameter eines im Interview erörterten Sachverhalts variiert werden. Meist werden hypothetische Situationen in diesem Sinne an die konkreten, bereits thematisierten Sachverhalte angeknüpft. Hypothetische Situationen sind aber auch ohne direkten Interaktionsbezug möglich. So können Befragte etwa aufgefordert werden, sich in die für sie irrealen Situationen eines Verantwortungsträgers (z.B. eines politischen Mandatsträgers oder Arbeitgebers) zu versetzen ("Wenn Sie als/in der Funktion eines [...] zu entscheiden hätten: Was würden Sie hinsichtlich [...] ändern?" etc.). Auch solche eher unvermittelten hypothetischen Situationen können Aufschluß über grundlegende Situationsdefinitionen und Deutungsmuster geben. Der damit verbundene Perspektivenwechsel läßt aber vor allem Widersprüche und Inkonsistenzen in den Begründungen deutlicher hervortreten (bzw. macht diese wahrscheinlicher). Als interne Konfrontationen (s.u.) können diese wiederum zur Präzisierung und Evokation weiterer Stellungnahmen und Begründungen genutzt werden.

(2) "Persilscheine":

Um auch Sichtweisen zu erfassen, die von Befragten selbst womöglich als prekär, also als nur schwer kommunikativ zu validieren, eingeschätzt werden, ist eine Gesprächssituation erforder-

lich, die die Wahrscheinlichkeit entsprechender Stellungnahmen erhöht. Diese Wahrscheinlichkeit ist zwar bereits aufgrund des offenen Verfahrens eher hoch; vor allem bei offensichtlich heiklen Themen können sich jedoch auch direkte Eingriffe während des Interviews als hilfreich, wenn nicht notwendig erweisen. Durch Behauptungen und Unterstellungen des Interviewführenden sollte dabei dem Befragten das Gefühl vermittelt werden, daß auch vermeintlich sozial unerwünschte Sichtweisen ohne weiteres geäußert werden können und sollten. Hier kann bereits der Verweis auf die Besonderheit der Interviewkommunikation und die Neutralität des Interviewers hilfreich sein. Bereits vor Beginn des Interviews sollte dabei deutlich gemacht werden, daß im Interview nur die Sichtweisen des Befragten "zählen" und daher per se legitim sind (daher "Persilscheine"). Darüber hinaus kann der Interviewer dem Befragten aber auch direkt zu verstehen geben, daß ihm konkrete Sichtweisen durchaus bekannt sind und geäußert werden können. Dies erfordert aber eine hohe Sensibilität der Interviewführenden und entsprechende Informationen, die nur aus dem aktuellen oder aus anderen Interviews entnommen werden können. Insbesondere im letzten Fall besteht dabei die Gefahr nicht intendierter falscher Unterstellungen infolge unzureichender Informationen.

(3) Bewußte Suggestivfragen (Erwartungen und Unterstellungen):

Auch bewußt verwendete Suggestivfragen können produktiv zur Gewinnung von Stellungnahmen und Begründungen eingesetzt werden.¹⁹ Zutreffende Erwartungen und Unterstellungen²⁰ können ähnlich wie "Persilscheine" die Rahmenbedingungen für problematische Sichtweisen verbessern, wenn der Interviewer dem Befragten vermutlich unangenehme Sachverhalte (z.B. kritische Lebensereignisse) unterstellt, die dieser nicht von sich aus thematisiert. Auch hier können sich jedoch ungewollt falsche Unterstellungen sehr nachteilig auf die Interviewsituation auswirken, wenn dadurch etwa der Eindruck von Inkompetenz des Interviewers vermittelt oder wenn eine falsche Unterstellung als "böswillig" interpretiert wird (also als Unterstellung im umgangssprachlichen Sinn).

Falsche Erwartungen und Unterstellungen können aber auch bewußt eingesetzt werden, um damit Befragte zum Widerspruch anzuregen. In diesem Fall dienen die Suggestionen also der direkten Evokation von Stellungnahmen und Begründungen. Wenn bei einem zielgerichteten Einsatz falscher Unterstellungen auch von einer höheren Sensibilität gegenüber den damit verbundenen Gefahren ausgegangen werden kann, so stellen sich grundsätzlich die gleichen Probleme, die bei unbewußt falschen Unterstellungen auftreten können. Vor allem ist aber darauf zu achten, daß die Fähigkeit und Bereitschaft der Befragten zu Richtigstellungen begrenzt ist und individuell stark variieren kann.

(4) Konklusionen und Zusammenfassungen:

Ein weiteres Mittel zur Generierung von Stellungnahmen und Begründungen sind Konklusionen und Zusammenfassungen. Zusammenfassungen sind mehr oder weniger stark pointierte Paraphrasierungen von Erzählungen und Stellungnahmen der Befragten (z.B.: "Wenn ich das jetzt richtig verstanden habe, sind Sie also der Meinung, daß [...] / war das so [...]"). Als Konklusionen sollen hier Schlußfolgerungen und Zuspitzungen auf der Basis einer oder mehrerer Zusammenfassungen bezeichnet werden. Beide basieren also auf den bereits generierten Erzählungen und Stellungnahmen der Befragten und setzen "spontane" Interpretationsleistungen des Interviewers voraus. Noch besser als suggestive Unterstellungen eignen sich auch gezielt falsche oder überspitzte Konklusionen und Zusammenfassungen zur Provokation von Widerspruch und somit zur Generierung weiterer und zur Präzisierung und Verdichtung vorheriger Stellungnahmen und Begründungen.

(5) Konfrontationen:

Konfrontationsfragen stellen einen noch stärkeren Eingriff in die (ohnehin nicht) natürliche Gesprächssituation dar als Konklusionen oder Unterstellungen. Auch hier sind zwei Formen zu unterscheiden. Bei "internen" Konfrontationen wird der Befragte auf Inkonsistenzen und Widersprüche seiner Darstellung hingewiesen und um eine weitere Erläuterung gebeten. Interne Konfrontationen basieren also ebenso wie Zusammenfassungen und Konklusionen auf den Stellungnahmen der Befragten und können auch als besondere Form der Zusammenfassung auf-

¹⁹ Grundlegend zur Frage eines erkenntnissteigernden Einsatzes von Suggestivfragen vgl. Litwak (1956) sowie insbesondere Richardson et al. (1979).

²⁰ Zu diesen Formen suggestiver Fragen vgl. Richardson et al. (1979: 206ff.).

gefaßt werden. Bei "externen" Konfrontation werden die Befragten dagegen mit alternativen Sichtweisen konfrontiert, also mit Einstellungen, Verhaltensweisen und deren Begründungen, die im Widerspruch zu den im Interview geäußerten Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen stehen. Durch externe Konfrontationen ist es dem Interviewer möglich, theoretisch relevante Aspekte, die ohne einen solchen Eingriff im Interviewverlauf unberührt zu bleiben drohen, zielgerichtet und diskursiv einzuführen. Externe Konfrontationen führen so zu einer Erweiterung des argumentativen Spektrums. Sie eignen sich daher vor allem zur Überprüfung der Stabilität von Beurteilungen und deren Begründungen. Bei externen Konfrontationen besteht jedoch die Gefahr, daß die angebotenen Alternativen als Meinung des Interviewers oder als von einer sonstwie besonderen Dignität erscheinen (insbesondere als "herrschende Meinung" oder als "wissenschaftlich fundiert"). Diese Gefahr kann durch ein "Referieren" der konträren Sichtweisen zumindest verringert werden (z.B.: "Es gibt aber doch auch die Ansicht, daß [...]. Was halten Sie davon?/Was würden Sie gegen diese Ansicht einwenden?").

(6) Polarisierungen:

Wie bei externen Konfrontationen ist das Ziel von Polarisierungen die Erweiterung des diskursiven Potentials in der Interviewsituation durch externe Inputs, also ohne daß ein unmittelbarer Bezug zur aktuellen Interviewinteraktion erforderlich ist. Hierzu werden die Befragten mit zwei oder mehreren konträren Sichtweisen eines Sachverhalts konfrontiert und zu einer Stellungnahme aufgefordert. Der Unterschied zu den externen Konfrontationen besteht also darin, daß der Bezug zu den Stellungnahmen der Befragten ganz wegfällt. Polarisierungen bieten also konträre Einschätzungen und Beurteilungen eines Sachverhalts an, zu denen sich die Befragten überhaupt nicht geäußert haben (bzw. ohne die diesbezüglichen Stellungnahmen und Begründungen der Befragten zu berücksichtigen). Am fruchtbarsten ist dabei sicher ein fließender Übergang von externen Konfrontationen zu Polarisierungen, so daß der Befragte zunächst mit einer alternativen Sichtweise konfrontiert wird, die dann sukzessive durch weitere ergänzt wird. Zur Vermeidung eines unsensiblen Ignorierens der Befragtenantworten und einer entsprechenden "Leitfadenbürokratie" sollte ein völlig unvermitteltes Angebot von Polarisierungen auf Situationen beschränkt bleiben, in denen die Befragten nicht zu eigenständigen und unabhängigen Stellungnahmen bzw. Begründungen in der Lage sind.

Ebenso wie bei den externen Konfrontationen ist auch bei Polarisierungen unbedingt zu vermeiden, daß einzelne Sichtweisen als Meinung des Interviewers erscheinen. Sie sollten daher als bekannte und verbreitete, nicht aber als dominante oder gar richtige Sichtweisen formuliert und angebotenen werden.²¹ Polarisierungen sollten darüber hinaus eingehend geprüft und so weit wie möglich vorformuliert werden. Sie können aber durchaus in der Erhebungsphase überarbeitet oder ergänzt werden, wenn sie sich z.B. als unbrauchbar erweisen, vor allem aber wenn in den bereits durchgeführten Interviews Vorstellungen deutlich wurden, die bei der Konzeption des Leitfadens nicht antizipiert wurden. Die einzelnen Sichtweisen können dem Befragten vorgelesen, evtl. auch auf Kärtchen vorgelegt werden. Vielversprechender erscheint hier aber ein diskursiver Umgang, also kein paralleles Anbieten aller konträreren Sichtweisen, sondern deren sukzessive und flexible Einführung in die Interviewinteraktion. Dies ist insbesondere ratsam, wenn es sich um mehr als zwei Alternativen handelt, wobei die Gesamtzahl der angebotenen Sichtweisen und Bewertungen allerdings nicht zu hoch sein sollte, da sich sonst schnell Überforderungs- und Ermüdungserscheinungen einstellen können.

Mit (falschen) Unterstellungen, Zusammenfassungen und Konklusionen sowie Konfrontationen und vor allem Polarisierungen verfügt das diskursive Interview über ein breites Instrumentarium zur Generierung von Stellungnahmen und Begründungen. Die meisten dieser "Kunstgriffe" sind in anderen qua-

²¹ Hierfür bieten sich zahlreiche Formulierungsmöglichkeiten an, z.B. : "Häufig/in den Medien/[...] wird aber auch behauptet [...]", "Könnte man aber nicht auch sagen/die Meinung vertreten, daß [...]" oder auch "Andere Untersuchungsteilnehmer haben [...] ganz anders beurteilt, nämlich: [...]".

litativen Interviewverfahren tabuisiert und gelten als Interviewfehler. Für das diskursive Interview sind sie dagegen nicht nur zentral, sondern auch legitim, weil mit diesem Verfahren nicht der Anspruch einer "validen" Erfassung subjektiver Sichtweisen erhoben wird (s. Abschnitt 5.).

4.2.5. Zum Umgang mit Leitfäden bei der Interviewdurchführung

Die zahlreichen Schwierigkeiten, die bei der Durchführung eines Leitfadeninterviews auftreten können, sind bereits ausführlich beschrieben worden (vgl. Hopf 1978). Insofern diese nicht bereits veranschaulicht wurden, bezieht sich die folgende Darstellung daher auf Schwierigkeiten, die sich bei stärkeren Steuerungseingriffen zur Generierung von Erzählungen, Stellungnahmen und Begründungen ergeben können, da derartige Eingriffe für das Verfahren des diskursiven Interviews von zentraler Bedeutung sind.

Zunächst sollte ein Leitfaden hinsichtlich seiner Anwendbarkeit getestet werden. Dies gilt sowohl für jede einzelne Frage bzw. für jeden Stimulus als auch für die Teil- und Gesamtstruktur des Leitfadens. Ein solcher "Pretest" ist jedoch keine abgeschlossene Phase vor der eigentlichen Erhebungsphase, wie dies bei der quantitativen Methodik die Regel ist. Das Überprüfen der Fragen und Stimuli eines Leitfadens ist dagegen niemals völlig abgeschlossen. Es handelt sich eher um einen permanenten, forschungsbegleitenden Prozeß der Readjustierung des Erhebungsinstruments. Dies impliziert zugleich, daß Interviews oder zumindest Teile dieser Interviews auch dann in die Auswertung mit einbezogen werden können, wenn nach ihrer Durchführung noch Veränderungen am Leitfaden vorgenommen wurden. Dessenungeachtet sollte ein Leitfaden zu Beginn einer Untersuchung besonders intensiv überprüft werden, so daß er in weiten Teilen unverändert in allen Interviews verwendet werden kann.

Mit einer Erprobung des Leitfadens kann zum einen die allgemeine "Handlichkeit" des Leitfadens geprüft werden. So werden Wiederholungen, Redundanzen, Brüche (plötzliche Themenwechsel), aber auch das Fehlen von Schaltelementen wie Überleitungs-, Informations- und Filterfragen oft nur durch den Anwendungsversuch deutlich. Zudem sollte der Anteil der einzelnen Fragetypen insgesamt und in den einzelnen Teilen kritisch überprüft und wenn notwendig revidiert werden. So kann etwa ein zu hoher Anteil direkter Wissensfragen bei anhaltender Unwissenheit zur Frustration des Befragten führen. Schließlich können sich aus einem Pretest des Leitfadens auch Anregungen zu neuen Fragen und Themen ergeben.

Hinsichtlich der Formulierung einzelner Fragen und Stimuli dient ein Leitfadenpretest dem Aufspüren von Formulierungsschwächen. Hierzu sind u.a. (ungewollt) suggestive, überfordernde und moralisierende Frageformulierungen zu zählen, die vor allem dann problematisch sind, wenn sie unkontrolliert erfolgen. Darüber hinaus können bereits frühzeitig unklare, mehrdeutige und normativ belastete Begriffe (wie "Solidarität", "Gerechtigkeit") erkannt werden. Unerwartete Antwortreaktionen lassen zudem die Mehrdimensionalität von Fragen erkennen (in diesem Fall ist die Frage also inhaltlich nicht eindeutig). Besonders wichtig, aber auch schwierig ist die eingehende Überprüfung der vorformulierten

hypothetischen Situationen, "Persilscheine", Konfrontationen und Polarisierungen hinsichtlich problematischer Formulierungen, ihres Inhaltes und vor allem hinsichtlich ihrer Anwendbarkeit. Zumindest wenn die Befragten geschult sind oder entsprechend instruiert werden, empfiehlt sich hier eine gezielte "Metabefragung" im Anschluß an das Interview.

Die wichtigste Grundregel für das Verhalten beim Interview muß lauten, daß alle Fragen und Stimuli stets zielgerichtet und kontrolliert zum Einsatz kommen sollten. Da auch Suggestivfragen und Konfrontationen nicht ausgeschlossen sind, könnte man etwas überspitzt sagen: Alles ist erlaubt, solange es dem Erkenntnisinteresse dient und mit diesem begründet werden kann. Darüber hinaus ist beim Umgang mit dem Leitfaden im Interview vor allem die von Hopf (1978) beschriebene Gefahr der Leitfadensbürokratie zu beachten, die beim diskursiven Interview aufgrund des relativ hohen Steuerungsbedarfs besonders groß ist. Hinzu kommen noch die bereits dargelegten Probleme, die sich beim Einsatz der spezifischen Instrumente des diskursiven Interviews wie insbesondere Polarisierungen und Konfrontationen ergeben können. Bei diesen eher "aggressiven" Mitteln zur Evokation von Stellungnahmen und Begründungen sollte der Interviewer gegenüber dem Befragten nicht die Rolle des *Advocatus Diaboli* einnehmen, der stets die entgegengesetzte Meinung vertritt, aber auch nicht die eines Beichtvaters oder unkritischen "Claqueurs". Er sollte sich dagegen für den Befragten erkennbar neutral verhalten oder - da dies nur begrenzt möglich ist - diese Rollen bewußt abwechselnd bzw. flexibel (je nach spezifischen Bedarf im Interview) ausfüllen.

4.3. Auswertung und Typenbildung

Die Interpretation der Interviewprotokolle ist ein integraler Bestandteil des diskursiven Interviews; die Auswertung bildet mit dem Auswahl- und dem Befragungsverfahren eine funktionale Einheit. Alle drei Analyseschritte sind auf das Ziel der Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster ausgerichtet. Grundlegend ist dabei die im zweiten Abschnitt begründete Behauptung, daß soziale Deutungsmuster am besten durch den systematischen Vergleich von Stellungnahmen und Begründungen erfaßt werden können. Das zentrale Merkmal der Auswertung von diskursiven Interviews muß daher die (queranalytische) Kontrastierung auf der Fallebene sein, wobei der Fall immer eine "objektive Situation" bzw. die auf eine "objektive Situation" bezogenen Deutungsmuster ist (vgl. Fn 11). Eine so verstandene Fallkontrastierung erfüllt im Rahmen der Auswertung diskursiver Interviews drei Funktionen:

Zunächst ist die Fallkontrastierung für die Entdeckung und Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster grundlegend. Denn nur durch den Vergleich und das "Übereinanderlegen" - so die bereits erläuterte zentrale Prämisse - können *soziale* Deutungsmuster erkannt werden. Ein Deutungsmuster wird also rekonstruiert, in dem alle Stellungnahmen zu einer definierten "objektiven Situation"²² systematisch

²² Was als eine "objektive Situation" anzusehen ist, kann einerseits vorab definiert und entsprechend im Leitfaden berücksichtigt werden; andererseits empfiehlt es sich, auch neue bzw. Redefinitionen "objektiver Situationen" zuzulassen, die erst im Forschungsprojekt als solche erkannt werden. Wie hoch dieser Anteil ist, hängt nicht nur von der Sensibilität der Forschenden ab, sondern auch vom Forschungsinteresse und dem sich daraus ergebenden Auswahlverfahren (Fokussierung, Repräsentanz).

hinsichtlich der Gemeinsamkeiten und Unterschiede miteinander verglichen werden. Sobald dabei typische, d.h. mehrfach vorzufindende und konsistente (sinnhafte) Begründungen und Situationsdefinitionen erkennbar sind, kann von einem sozialen Deutungsmuster ausgegangen werden. Zumeist wird bei der Analyse von Stellungnahmen und Begründungen zu "objektiven Situationen" mehr als nur ein Deutungsmuster zum Vorschein kommen, und das womöglich schon bei einem einzelnen Befragten. Die Rekonstruktion der einzelnen, auf die gleiche "objektive Situation" bezogenen Deutungsmuster muß man sich daher als parallelen Prozeß vorstellen. Durch das Herauskrystallisieren eines Deutungsmusters und dem Sichtbarwerden von Unterschieden gewinnt der gesamte Satz von Deutungsmustern (einer "objektiven Situation") zunehmend an Konturen. Die parallele und fallweise Rekonstruktion der Deutungsmuster sichert so die jedes einzelnen Deutungsmusters ab. Sie erhöht aber nicht nur die Zuverlässigkeit der einzelnen Interpretationen, sondern führt darüber hinaus zu einer mehr oder minder umfangreichen und vollständigen Typologie sozialer Deutungsmuster einer "objektiven Situation". Die Erarbeitung einer solchen, möglichst vollständigen Deutungsmustertypologie, und nicht nur die Rekonstruktion einzelner Deutungsmuster, ist das Idealziel einer Deutungsmusteranalyse mittels diskursiver Interviews.

Das Ziel der fallkontrastiven Interpretationsweise besteht also in der Rekonstruktion der einzelnen Deutungsmuster und deren interpretatorischer Absicherung sowie in der Entwicklung einer Typologie sozialer Deutungsmuster.²³ Hinsichtlich des Interpretationsvorgangs selbst wird hier grundsätzlich davon ausgegangen, daß bei Interpretationen nie auf Intuition verzichtet werden kann und daß diese insofern immer subjektiven Einflüssen ausgesetzt sind. Dies ist jedoch unproblematisch, wenn man mit Weber (1922: 193) davon ausgeht, daß nicht der Vorgang des Interpretierens selbst, sondern das Interpretationsergebnis über die Qualität einer Interpretation entscheidet. Allein die Bewährung einer Typenbildung als Instrument der wissenschaftlichen Analyse (und nicht irgendwelche Interpretationsregeln) bestimmt also deren Qualität. Es ist daher auch nicht zwingend erforderlich (und im strengen Sinne auch kaum möglich), Interpretationen und Typenbildungen intersubjektiv nachvollziehbar zu machen; die Offenlegung einer Interpretation kann bestenfalls ihrer Plausibilisierung dienen. Ebenso kann das Aufstellen von Interpretationsregeln nur eine Hilfestellung und Anregung sein, aber keine Erfolgsgarantie.

Fallkontrastierende Verfahrensweisen sind im Anschluß an Glaser und Strauss (1967) wiederholt ausführlich und einschließlich der unterschiedlichen technischen Aspekte (wie Kodierung, Paraphrasierung und Kategorienbildung) beschrieben worden (vgl. u.a. Mayring 1983; Strauss 1991; Strauss/Corbin 1990; Weitzman/Miles 1995). Im folgenden wird daher auf eine Beschreibung der einzelnen Schritte der Fallkontrastierung verzichtet. Vielmehr sollen der Zweck von Typenbildungen und die terminologi-

²³ Zusätzlich kann auch eine fallübergreifende Kontrastierung auf Interviewebene ertragreich sein. Dabei werden auf der Basis bereits abgeschlossener Rekonstruktionen von Deutungsmustern ganze Deutungsmusterkomplexe, nämlich die einzelner Befragter, verglichen. Das Ziel besteht dabei in der Entdeckung typischer Zusammenhänge zwischen Deutungsmustern und deren mögliche Rückbindung an Personenmerkmale. Letzteres ist jedoch von nachgeordnetem Interesse und aufgrund der meist geringen Stichprobengrößen nur begrenzt möglich.

sche Unterscheidung und Abgrenzung von Verfahren der (Ideal)Typenbildung in den Mittelpunkt gerückt werden.²⁴

Als Idealtypenbildung soll hier eine von zwei grundsätzlichen Formen der Feldstrukturierung (oder Beschreibung eines Merkmalsraums) bezeichnet werden. Die andere ist die Klassifikation. Idealtypenbildung und Klassifikation dienen zwar beide der Feldstrukturierung, erreichen diese jedoch auf unterschiedlichen Wegen und mit einer ganz anderen Zielsetzung. *Klassifikationen* sollen das Feld möglicher Merkmalskombinationen vollständig abdecken. Sie legen gewissermaßen ein mehrdimensionales Gitternetz über den Merkmalsraum und teilen diesen in Klassen auf. Für Klassifikationen gelten daher auch die allgemeinen Anforderungen der Eindeutigkeit, Ausschließlichkeit und Vollständigkeit (vgl. Friedrichs 1973: 88f.). Jedem "Objekt" eines Merkmalsraums muß genau eine Merkmalskombination zugeordnet werden können, es muß also genau in eine "Klasse" passen. Die Möglichkeit leerer Klassen sind eine logische Folge dieses Strukturierungsverfahrens. Ein Beispiel für eine Klassifikation sind Modelle sozialer Schichtung: In ein solches Modell muß jedes Individuum (und nicht nur viele) genau einer Schicht (und nicht mehreren zugleich) zugeordnet werden können. Ziel einer Klassifikation ist eine grobe Veranschaulichung der möglichen Merkmalskombinationen eines Feldes und/oder die vorbereitende Feldstrukturierung, in deren Anschluß eine quantifizierende Untersuchung erfolgt. Klassifikationen setzen voraus, daß die relevanten Merkmale und ihre Ausprägungen grundsätzlich bekannt sind. Sie werden zumeist deduktiv gewonnen und sind tabellenförmig (4-Felder-Tafeln etc.) darstellbar, können zugleich aber auch auf vorherigen Typisierungen (Realtypen) beruhen.

Die Verwendung des Typenbegriffs ist weniger eindeutig. Grob lassen sich hier zwei grundsätzlich unterschiedliche Formen unterscheiden. Die erste Form soll hier als *Realtypenbildung* (oder Typisierung) bezeichnet werden. Realtypen sind eine (tatsächliche oder auch nur mögliche) Vorstufe einer Klassifikation, also eine unvollständige Klassifikation. Ihre Konstruktion kann sowohl auf theoretischen Überlegungen als auch auf empirischen Studien beruhen, die dann zumeist als explorative Vorarbeiten zur eigentlichen Forschungsarbeit aufgefaßt werden und der Präzisierung der dort verwendeten Operationalisierungen dienen. Ob Realtypen aber tatsächlich zu einer Klassifikation erweitert werden, hängt vom jeweiligen Forschungsinteresse und von der empirischen Zugänglichkeit und Überprüfbarkeit der relevanten Merkmale ab. Voraussetzung dafür ist, daß die Typen so gebildet werden, daß sie zumindest potentiell die Anforderungen einer Klassifikation erfüllen können. Für Realtypen ist dabei charakteristisch, daß sie nur die "vollen", empirisch nachweisbaren Klassen abbilden, den Merkmalsraum also nicht vollständig erfassen.²⁵ Diese Form der Typenbildung und ihre Festlegung auf eine explorative Funktion ist der Normalfall der Typenbildung innerhalb des quantitativen Paradigmas und

²⁴ Hier scheint zudem ein hoher Klärungsbedarf innerhalb der qualitativen Sozialforschung zu bestehen. Denn für die Bildung von Typen ist Ähnliches festzustellen wie für die Verwendung von Leitfäden. Sie gehören geradezu zum "guten Ton" qualitativer Forschung, werden aber nur relativ wenig methodisch und methodologisch reflektiert. Zumeist wird dem Leser überhaupt nicht mitgeteilt, wie eine Typologie entstanden ist und man kann sich manchmal nicht des Eindrucks erwehren, daß es sich hier geradezu um ein postmodernes Verfahren handelt: "anything goes".

²⁵ Beispiele hierfür finden sich bei Barton/Lazarfeld (1979: 53ff.) und Friedrichs (1973: 92).

begründet die dort verbreitete Vorstellung von Typenbildungen als defizitär (so insbesondere bei Barton/Lazarsfeld 1979; vgl. a. Hempel 1976).

Realtypen müssen jedoch nicht in eine Klassifikation münden, sie können auch der erste Schritt einer weiterführenden *Idealtypenbildung* sein. Im Unterschied zur Klassifikation wird mit der Bildung von Idealtypen meist eine Repräsentanz des Feldes (Typologie) oder die begriffliche Fassung und Erklärung einzelner, theoretisch besonders zentraler Aspekte angestrebt (Einzeltypen).²⁶ Bei einer Typologie wird der Merkmalsraum daher auch nicht anhand bereits bekannter Merkmale und Ausprägungen gleichmäßig aufgeteilt, sondern aufgrund empirisch vorgefundener Merkmale strukturiert, wobei nicht jedes Merkmal für alle Typen einer Typologie wichtig sein muß. Die Strukturierung des Merkmalsraumes kann und wird daher meistens ungleichmäßig sein; Klassen und Typen decken sich i.d.R. nicht.

Im Anschluß an Webers klassische Definition²⁷ können drei Aspekte unterschieden werden, die auch für eine Idealtypenbildung in der qualitativen Sozialforschung zentral sind:²⁸ (1) Bei der Idealtypenbildung handelt es sich um eine induktive Vorgehensweise. Anders als Klassen müssen Typen und die ihnen zugrundeliegenden Merkmale erst aus der Empirie gewonnen werden. Typenbildungen dienen daher im Rahmen empirischer Forschungsarbeiten meist auch nicht der Vorbereitung einer quantitativen Forschungsstudie, sondern sind das Ziel und Ergebnis eines längeren Forschungsprozesses.²⁹ (2) Das

²⁶ Bereits bei Weber (1922) können zwei grundlegende Varianten der Idealtypenbildung unterschieden werden (vgl. hierzu auch Mommsen 1974: 221ff. und Pfister 1928: 170ff.). Zum einen ist dies die Konstruktion von Einzeltypen. Einzelne Idealtypen finden vor allem bei diachronischen Forschungsinteressen Verwendung (z.B. Epochenbegriffe wie Kapitalismus) und dienen zumeist der Erklärung komplexer sozialer Wandlungsprozesse und historisch dauerhafter Strukturen. Beispiele aus dem Bereich der Deutungsmusteranalyse sind die historischen Analysen zur Genese und Entwicklung weitreichender sozialer Deutungsmuster wie die von Honegger (1978) zum frühneuzeitlichen Deutungsmuster der "Hexe" und von Schütze (1986) zum Deutungsmuster "Mutterliebe". Ist das Forschungsinteresse dagegen synchronisch ausgerichtet, wird man sich meist nicht mit einzelnen Typen zufrieden geben. Das Ziel besteht dann vielmehr in der Entwicklung einer mehr oder weniger erschöpfenden Typologie, also in der möglichst vollständigen, aus der Empirie entwickelten und theoretisch plausibilisierten Feldstrukturierung. Typologien können zum einen aus interdependenten Idealtypen bestehen, in denen die einzelnen Idealtypen sinnhaft aufeinander bezogen sind, wie dies vor allem bei antagonistisch-komplementären Typologien (wie dichotomen Klassenmodellen: kein "Ausbeuter" ohne "Ausgebeutete" und vice versa) oder bei Stufenmodellen der Fall ist (wie z.B. im soziologischen Evolutionismus). Interdependente Idealtypen werden jedoch die Ausnahme bleiben, weil sich die empirische Realität einer solch eleganten Feldstrukturierung meist widersetzt. Der Regelfall werden daher unabhängige Typen sein, die auch einzeln ihren heuristischen Zweck erfüllen (müssen). Gleiches gilt auch für die Vollständigkeit einer Idealtypenbildung. Von einer vollständigen Typologie kann man sprechen, wenn sie das ganze Feld abdeckt, wenn also alle möglichen bzw. notwendigen Idealtypen gebildet sind. In diesem Fall gibt es kein Einzelphänomen, das "aus der Typologie fällt", also nicht mit ihr erklärt werden kann. Ob eine Typologie vollständig ist, kann letztlich nur die "Erfahrungsprobe" (ihr heuristischer Wert) zeigen. Grundsätzlich muß aber von einem eher "vorläufigen Charakter" von (Ideal)Typologien ausgegangen werden.

²⁷ Nach Weber (1922: 191) wird ein Idealtypus "gewonnen durch einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte und durch Zusammenschluß einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen Einzelercheinungen, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen Gedankengebilde. In seiner begrifflichen Reinheit ist dieses Gedankenbild nirgends in der Wirklichkeit empirisch vorfindbar, es ist eine Utopie, und für die historische Arbeit erwächst die Aufgabe, in jedem einzelnen Falle festzustellen, wie nahe oder wie fern die Wirklichkeit jenem Idealgebilde steht (...)."

²⁸ Zur Fruchtbarkeit des Weberschen Konzepts des Idealtypus für die qualitative Sozialforschung vgl. insbes. Gerhardt (1984, 1986: 77ff.).

²⁹ Mit der Betonung von Typenbildungen als Bestandteil qualitativer Forschungen soll jedoch nicht behauptet werden, daß Typen nur durch die Erhebung von Primärdaten gewonnen werden können. Dies gilt m.E. zwar für die Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster, nicht aber für die Konstruktion von Idealtypen im allgemei-

Konzept des Idealtypus huldigt insofern auch keinem naiven Induktivismus. Denn Idealtypen entstehen nicht durch eine einfache Summation von Merkmalsausprägungen. Die aus der Empirie gewonnenen Typen müssen vielmehr theoretisch begründet und "sinnkonsequent" (Henrich 1952) sein. "Leere" Typen sind daher ebenso undenkbar wie die völlige Übereinstimmung eines realen Falles mit einem Idealtypus. Dies verweist (3) auf die heuristische Funktion von Idealtypen: Ihr Zweck ist es, zu einem besseren Verständnis der sozialen Wirklichkeit beizutragen. Gerade deshalb müssen Idealtypen "irreal" - oder besser: "überreal" - sein. Und nur die Erfüllung dieser Funktion, ihre theoretische Fruchtbarkeit, ist das adäquate Beurteilungskriterium für Idealtypen.

Übersicht: Formen der Feldstrukturierung

Form der Feldstrukturierung	Charakterisierung
Klassifikation	vollständige Erfassung des Feldes anhand bekannter Merkmale und Zuordnung aller "Objekte" zu genau einer Klasse
Realtypen (Typisierung)	Vorstufe einer Klassifikation oder erster Schritt einer Typenbildung; Konstruktion aus empirisch vorgefundenen Merkmalskombinationen, unvollständige Strukturierung des Merkmalsraums
Idealtypen	Strukturierung des Feldes (Merkmalsraumes) anhand empirisch gewonnener Kriterien nach Maßgabe logischer Konsistenz und theoretischer Plausibilität und Fruchtbarkeit - Einzeltypen: theoretische Konstrukte zur Erklärung von Einzelphänomenen - Typologien: theoriegeleitete Strukturierung des Merkmalsraums

Obwohl auch Realtypen und einzelne Idealtypen - je nach Forschungsinteresse und Gegenstand - durchaus zufriedenstellende Ergebnisse darstellen können, ist das diskursive Interview auf die Entwicklung einer möglichst vollständigen Typologie der sozialen Deutungsmuster einer "objektiven Situation" ausgerichtet. Die Typisierung (Realtypenbildung) kann in diesem Zusammenhang als ein Zwischenschritt zwischen der Fallkontrastierung und der Entwicklung einer (Ideal)Typologie angesehen werden. Dabei werden durch wiederholte Vergleiche der Stellungnahmen und Begründungen (Fallkontrastierungen) zunächst typische Merkmale und Merkmalskombinationen herausgearbeitet und zu Realtypen verdichtet. In einem zweiten Schritt werden diese Realtypen dann durch weitere systematische Vergleiche (der Realtypen selbst) "thematisch gereinigt" und durch "einseitige Steigerungen" zu theoretisch gehaltvollen und sinnkonsequenten Idealtypen umgeformt. Legt man die von Weber formulierten Gütekriterien für die Bildung und Verwendung von Idealtypen (induktive Gewinnung, theoretische Plausibilität und heuristischer Wert) bei der Analyse sozialer Deutungsmuster zugrunde, sind an die idealtypische Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster folgende Anforderungen zu stellen:

- (1) Zum einen müssen soziale Deutungsmuster "sinnkonsequent" sein. Damit ist nicht gemeint, daß sie "logisch" sein müssen, sondern vielmehr, daß die rekonstruierten Deutungsmuster sowohl für den Interpreten als auch für die Rezipienten (Leser) nachvollziehbar und plausibel sein müs-

nen, wie nicht zuletzt der Erfolg der Weberschen und anderer Typenbildungen zeigt. Dennoch müssen - auch nach Weber (1922: 190ff.) - Typen aus der Empirie gewonnen werden und sich an ihr bewähren.

sen. Darüber hinaus sollten sie theoretisch gehaltvoll sein und vor allem ein höheres Abstraktionsniveau aufweisen als konkrete Stellungnahmen und Begründungen.

- (2) Für eine erfolgreiche Typologie ist es erforderlich, aber nicht ausreichend, daß die einzelnen Typen aus der Empirie gewonnen werden. Denn Idealtypen sind kein einfaches Abbild der Wirklichkeit, sondern sollen ihrer Darstellung "eindeutige Ausdrucksmittel verleihen" (Weber 1922: 190). (Ideal)Typenbildungen rechtfertigen sich also dadurch, daß sie zu einem besseren Verständnis eines Sachverhalts beitragen als es ohne eine Typenbildung möglich wäre. Das diskursive Interview versucht dieser Anforderung bereits durch die Unterscheidung von individuellen Derivationen und sozialen Deutungsmustern und durch die idealtypische Konzeption sozialer Deutungsmuster gerecht zu werden. Dabei wird nicht nur der Anspruch erhoben, daß die Handlungsorientierungen und Entscheidungen der Befragten durch die rekonstruierten Deutungsmuster besser erklärt werden können als durch eine bloße Aggregation der individuellen Derivationen (oder gar vorgegebener Einstellungen); darüber hinaus soll eine Typologie sozialer Deutungsmuster auch zu einem besseren Verständnis des kulturellen Phänomens beitragen, das für das Forschungsinteresse konstitutiv war.
- (3) Schließlich sollten sich in diesem Sinne erfolgreiche Rekonstruktionen von Deutungsmustertypen auch in weiteren Untersuchungen als nützlich erweisen. Das empirische Material, aus dem die sozialen Deutungsmuster gewonnen wurden, muß dabei jedoch als erster und wichtigster Anwendungsfall angesehen werden. Denn zum einen rechtfertigt sich der mit einer Typenbildung verbundene Aufwand nur durch das höhere Erklärungspotential einer Typenbildung hinsichtlich der ursprünglichen Forschungsfragen und zum anderen dürften die Glaubwürdigkeit und die Erfolgsaussichten einer Typologie oder einzelner Typen maßgeblich davon abhängen, wie überzeugend diese auf ihr Ausgangsmaterial angewandt wurden.

5. Schlußbetrachtung zum methodologischen Status des diskursiven Interviews

Aufgrund der bisherigen Ausführungen sollte deutlich geworden sein, daß das diskursive Interview ein geeignetes Instrument zur Erfassung und Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster ist. Dies ist es vor allem deshalb, weil die einzelnen Forschungsphasen (Auswahl, Befragung und Auswertung) systematisch aufeinander bezogen und zugleich vollständig auf die Analyse sozialer Deutungsmuster ausgerichtet sind. Der Anwendungsbereich des diskursiven Interviews ist jedoch nicht auf die Deutungsmusteranalyse beschränkt. Vielmehr bietet sich das diskursive Interview immer dann als Erhebungs- und Auswertungsinstrument an, wenn ein primäres Interesse an Stellungnahmen und Begründungen besteht.

Wie bereits an mehreren Punkten deutlich wurde, stehen Technik und Zielrichtung des diskursiven Interviews jedoch in einem deutlichen Kontrast zu bewährten Interviewtechniken der qualitativen Sozialforschung. Dies gilt zunächst für die im Vergleich zu anderen Interviewverfahren geradezu aggressi-

ve Interviewführung, die Vorgehensweisen impliziert, die sonst eher zu den Tabuzonen der Interviewführung gehören. So werden zwar auch im diskursiven Interview alltagsweltlich vorhandene Möglichkeiten zur Evokation von Legitimationen nutzbar gemacht; eine Besonderheit ist jedoch die Zentralität gezielter Begründungsaufforderungen zur Hervorlockung von Derivationen. Da Derivationen zugleich immer auch der interaktiven Validierung von Deutungsmustern dienen, führt deren Thematisierung im Interview und die Verweigerung einer kommunikativen Vergewisserung unweigerlich zu einer Irritation oder gar Zerstörung des entsprechenden Common-sense-Wissens.

Einen noch grundlegenden Bruch mit anderen Interviewtechniken stellt die Loslösung vom traditionellen Validitätsanspruch dar. Dies ist um so bemerkenswerter, als eine hohe (und vor allem eine im Vergleich zur quantitativen Methodik höhere) Validität zentraler Anspruch und Legitimationsgrundlage eines Großteils der qualitativen Forschungsansätze ist (vgl. insbes. Lamnek 1989: 150ff.). Da diskursive Interviews nur auf die Kommunizierbarkeit von Deutungen und Begründungen abzielen, stellt sich das für qualitative Interviewverfahren sonst so grundlegende Problem der Erzähl- und Erfahrungshomologie jedoch erst gar nicht. Befragte haben im Rahmen des diskursiven Interviews die Funktion von Informanten (über die soziale Konstruktion der Wirklichkeit). Deren tatsächliche Erfahrungen und Entscheidungen sind daher von geringerem Interesse als die im Interview geäußerten Derivationen, die wiederum das Ausgangsmaterial zur Rekonstruktion der sozialen Deutungsmuster bilden. Das Erkenntnisziel richtet sich also nicht auf die individuellen Idiosynkrasien einzelner Befragter (den "subjektiven" Sinn ihrer Äußerungen), sondern auf das, was sozial und (nur) daher verstehbar ist. Die Validität von Derivationen ist insofern unproblematisch, als sich deren Kommunizierbarkeit bereits im Kommunikationsakt des Interviews erweist, also schon durch den Umstand und im Moment ihrer Erfassung. M.a.W.: Derivationen können *als* Derivationen, also als kommunizierte Deutungsangebote, gar nicht invalide sein.

Das Problem der Validität stellt sich daher nur beim Verhältnis von Derivation und individueller Situationsdefinition, also bezüglich der Frage, ob sich die Derivationen mit den tatsächlich situativ wirksamen Deutungsmustern decken, nicht aber beim Verhältnis von Derivation und sozialem Deutungsmuster. Daher ist es für das Verfahren des diskursiven Interviews auch nur von untergeordneter Bedeutung, inwiefern die Erzählungen, Stellungnahmen und Begründungen der Befragten authentisch sind - zumal sie dies je nach Definition nie oder immer sind (vgl. Kohli 1978: 5ff.; Manning 1966: 315). Hierin liegt auch der grundlegende Unterschied zwischen dem diskursiven Interview und dem problemzentrierten Interview (Witzel 1985) sowie dem teilstrukturierten Interview nach Scheele und Groeben (1988). Auch diese Interviewverfahren verwenden Begründungsaufforderungen und Fragetechniken, die gezielt auf Begründungen ausgerichtet sind (Zurückspiegelungen und interne Konfrontationen beim problemzentrierten Interview, externe Konfrontationen beim Verfahren nach Scheele und Groeben). Im Unterschied zum diskursiven Interview halten sie aber offenbar am Validitätsanspruch fest. Die verwendeten Mittel zur Evokation von Begründungen sind daher einem erheblichen "Invalidierungsverdacht" ausgesetzt, da sie einen massiven Eingriff des Interviewers darstellen und dadurch die ökologische Validität gefährden (vgl. Lamnek 1988: 151f.; Mühlfeld et al. 1981: 146f.). Dies ist beim diskursiven Interview anders, da es i.d.S. keine Validität der Stellungnahmen und Begründungen erfordert.

Aber auch das diskursive Interview ist nur eine Interaktionsform unter anderen (und zudem eine artifizielle und für die Befragten ungewohnte). Es bleibt somit das Problem situativer Effekte: In einer anderen Interaktionsform als dem diskursiven Interview würden auch andere Stellungnahmen und Begründungen generiert werden. Entsprechend muß man von situationstypischen Derivationen ausgehen.³⁰ Als problematisch kann es sich dann erweisen, wenn der "Zugzwang zur Begründung" zu stark wird. Werden dann womöglich zusätzlich Begründungsangebote unterbreitet, ist die Gefahr eines invaliden Rückgriffs auf Deutungsmuster groß. Ein zu starker Rechtfertigungsdruck kann aber auch ohne solche Angebote dazu führen, daß vorwiegend auf Deutungsmuster zurückgegriffen wird, die die Befragten für konform und opportun halten, was zwar die Bedeutung dieser Deutungsmuster unterstreicht, aber die Spannbreite der evozierten Deutungsmuster erheblich einschränken könnte.

Situative Effekte können auch beim diskursiven Interview nicht ausgeschlossen, sondern nur durch eine günstige Erhebungssituation verringert werden. Ebenso ist nicht auszuschließen, daß geäußerte Derivationen auch - im Grenzfall sogar nur - Ausdruck individueller Idiosynkrasien sind. Deren Einfluß wird jedoch dadurch eliminiert, daß soziale Deutungsmuster niemals aus einzelnen Derivationen rekonstruiert werden, sondern das Ergebnis systematischer Vergleiche sind. Zugleich verhindern die Methode der Fallkontrastierung und die parallele Interpretation, die einer Typenbildung vorausgeht, daß sich subjektive Einflüsse seitens der Interpreten stärker auswirken. Gleiches gilt auch für die Bildung von Idealtypen. Durch die "irreale" Eigenart der Idealtypen und durch die höhere Bedeutung des Erklärungspotentials von Idealtypen gegenüber deren Konstruktion für die Beurteilung ihrer Qualität werden die Gefahren fehlerhafter Interpretationen deutlich verringert.

³⁰ Allgemein zum Einfluß des situativen Kontextes auf das Antwortverhalten bei Befragungen vgl. a. Esser (1986) sowie Kohli (1978: 13ff.). Das Problem der sozialen Erwünschtheit ist also auch hier vorhanden, jedoch weit geringer als sonst: Denn zum einen gelten qualitative Interviews zu Recht als in diesem Sinne unproblematischer: Das gesamte Interviewsetting, insbesondere die Kombination von Offenheit, Anonymität und die bewußte Orientierung an den Relevanzen des Befragten sind dazu angetan, daß auch vermeintlich "unorthodoxe" Ansichten eher geäußert werden. Aber auch unabhängig von der Art der Interviewtechnik kann von einer gestiegenen Bereitschaft zur Äußerung sozial womöglich unerwünschter Meinungen ausgegangen werden. Hierfür sprechen u.a. das gesunkene Prestige von (Sozial)Forschern und der Wertepluralismus, der schon das Erkennen "sozialer Erwünschtheiten" erheblich erschwert. Schließlich bieten die Aussagen der Befragten selbst eine gute Kontrollmöglichkeit: Sind diese heterogen oder weichen von den individuellen Ansichten der Interviewer ab bzw. von dem, was noch am ehesten als "herrschende Meinung" gelten kann, sind keine besonderen (d.h. eindimensionalen) Verzerrungen anzunehmen.

Literatur

- Arnold, Rolf (1983): Deutungsmuster. Zu den Bedeutungselementen sowie den theoretischen und methodologischen Bezügen eines Begriffs. Zeitschrift für Pädagogik 29: 893-912.
- Barton, Allen H.; Lazarsfeld, Paul F. (1979): Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung. In: Christel Hopf; Elmar Weingarten (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart: Klett-Cotta. S. 41-89.
- Bohnsack, Ralf (1989): Generation, Milieu, Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen. Opladen: Leske & Budrich.
- Bohnsack, Ralf (1991): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen: Leske & Budrich.
- Bohnsack, Ralf (1992): Dokumentarische Interpretation von Orientierungsmustern. Verstehen - Interpretieren - Typenbildung in wissenssoziologischer Analyse. In: Michael Meuser; Rainer Sackmann (Hrsg.): Analyse sozialer Deutungsmuster: Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. Pfaffenweiler: Centaurus. S. 139-160.
- Brenke, Karl; Peter, Michael (1985): Arbeitslosigkeit im Meinungsbild der Bevölkerung. In: Michael von Klipstein; Burkhard Strümpel (Hrsg.): Gewandelte Werte, erstarrte Strukturen. Wie Bürger Wirtschaft und Arbeit erleben. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft. S. 87-127.
- Eisermann, Gottfried (1962): Vilfredo Pareto als Wissenssoziologe. Kyklos 15: 427-464.
- Esser, Hartmut (1986): Können Befragte lügen? Zum Konzept des "wahren Wertes" im Rahmen der handlungstheoretischen Erklärung von Situationseinflüssen bei der Befragung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38: 314-336.
- Flick, Uwe (1995): Qualitative Sozialforschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek: Rowohlt.
- Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Keupp, Heiner; Rosenstiel, Lutz von; Wolff, Stephan (Hrsg.) (1991): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München: Psychologie Verlags Union.
- Friedrichs, Jürgen (1973): Methoden empirischer Sozialforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Gerhardt, Uta (1984): Typenrekonstruktion bei Patientenkarrieren. In: Martin Kohli; Günther Robert (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit: neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: Metzler. S. 53-77.
- Gerhardt, Uta (1986): Patientenkarrieren. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1967): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. Chicago: Aldine.
- Heinze, Thomas (1992): Qualitative Sozialforschung: Erfahrungen, Probleme und Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hempel, Carl (1976): Typologische Methoden in den Sozialwissenschaften. In: Ernst Topitsch (Hrsg.): Logik der Sozialwissenschaften. Köln: Kiepenheuer & Witsch. S. 85-103.
- Henrich, Dieter (1952): Die Einheit der Wissenschaftslehre Max Webers. Tübingen: Mohr.
- Honegger, Claudia (1978): Die Hexen der Neuzeit. Analysen zur anderen Seite der okzidentalen Rationalisierung. In: Dies. (Hrsg.): Die Hexen der Neuzeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp. S. 21-151.

- Hopf, Christel (1978): Die Pseudo-Exploration. Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. Zeitschrift für Soziologie 7: 97-115.
- Hopf, Christel (1988): Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin (Ms.).
- Hopf, Christel (1991): Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. In: Uwe Flick; Ernst von Kardorff; Heiner Keupp; Lutz von Rosenstiel; Stephan Wolff (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München: Psychologie Verlags Union. S. 177-182.
- Keller, Reiner (1997): Diskursanalyse. In: Ronald Hitzler; Anne Honer (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske & Budrich. S. 309-333.
- Kohli, Martin (1978): "Offenes" und "geschlossenes" Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse. Soziale Welt 29: 1-23.
- Lamnek, Siegfried (1988): Qualitative Sozialforschung, Bd. 1 "Methodologie". München: Psychologie Verlags Union.
- Lamnek, Siegfried (1989): Qualitative Sozialforschung, Bd. 2 "Methoden und Techniken". München: Psychologie Verlags Union.
- Litwak, Eugene (1956): A Classification of Biased Questions. American Journal of Sociology 62: 182-186.
- Lüders, Christian (1991): Deutungsmusteranalyse. Annäherung an ein risikoreiches Konzept. In: Detlef Garz; Klaus Kraimer (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung: Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 377-408.
- Lüders, Christian; Meuser, Michael (1997): Deutungsmusteranalyse. In: Ronald Hitzler; Anne Honer (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske & Budrich. S. 57-79.
- Lüders, Christian; Reichertz, Jo (1986): Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum. Bemerkungen zur Entwicklung qualitativer Sozialforschung. Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau 12: 90-102.
- Manning, Peter K. (1966): Problems in Interpreting Interview Data. Sociology and Social Research 50: 302-316.
- Mayring, Philipp (1983): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim/Basel: Beltz.
- Mayring, Philipp (1990): Einführung in die qualitative Sozialforschung. München: Psychologie Verlags Union.
- Merton, Robert K.; Kendall, Patricia L. (1979): Das fokussierte Interview. In: Christel Hopf; Elmar Weingarten (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart: Klett-Cotta. S. 171-204.
- Meuser, Michael (1992): "Das kann doch nicht wahr sein". Positive Diskriminierung und Gerechtigkeit. In: Ders.; Rainer Sackmann (Hrsg.): Analyse sozialer Deutungsmuster: Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. Pfaffenweiler: Centaurus. S. 89-102.
- Meuser, Michael; Sackmann, Rainer (1992): Zur Einführung: Deutungsmusteransatz und empirische Wissenssoziologie. In: Dies. (Hrsg.): Analyse sozialer Deutungsmuster: Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. Pfaffenweiler: Centaurus. S. 9-37.
- Mommsen, Wolfgang (1974): "Verstehen" und "Idealtypus". Zur Methodologie einer historischen Sozialwissenschaft. In: Ders.: Max Weber: Gesellschaft, Politik und Geschichte. Frankfurt/M: Suhrkamp.

- Mühlfeld, Claus; Windolf, Paul; Lampert, Norbert; Krüger, Heidi (1981): Auswertungsprobleme offener Interviews. *Soziale Welt* 32: 325-352.
- Neumann, Enno (1984): Zur Methode der Durchführung und hermeneutischen Interpretation von Interviews. In: Rainer Zoll (Hrsg.): "Hauptsache, ich habe meine Arbeit". Frankfurt/M.: Suhrkamp. S. 118-134.
- Oevermann, Ulrich (1973): Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern (unv. Ms.).
- Oevermann, Ulrich; Allert, Tilman; Konau, Elisabeth; Krambeck, Jürgen (1979): Die Methodologie einer "objektiven Hermeneutik" und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Hans-Georg Soeffner (Hrsg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung. S. 352-434.
- Pareto, Vilfredo (1935): *The Mind and Society. A Treatise on General Sociology* (hrsg. von Arthur Livingston). 2 Bde. New York: Dover Publications.
- Pfister, Bernhard (1928): *Die Entwicklung zum Idealtypus. Eine methodologische Untersuchung über das Verhältnis von Theorie und Geschichte bei Menger, Schmoller und Max Weber*. Tübingen: Mohr.
- Richardson, Stephen; Dohrenwend, Barbara S.; Klein, David (1979): Die "Suggestivfrage". Erwartungen und Unterstellungen im Interview. In: Christel Hopf; Elmar Weingarten (Hrsg.): *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Klett-Cotta. S. 205-231.
- Scheele, Brigitte; Groeben, Norbert (1988): *Dialog-Konsens-Methoden zur Rekonstruktion Subjektiver Theorien*. Tübingen: Francke.
- Schetsche, Michael (1992): Sexuelle Selbstgefährdung des Kindes durch Onanie. Ein Modell zur Binnenstruktur von Deutungsmustern. In: Michael Meuser; Rainer Sackmann (Hrsg.): *Analyse sozialer Deutungsmuster: Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*. Pfaffenweiler: Centaurus. S. 49-69.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis* 13: 283-293.
- Schütze, Yvonne (1986): Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters "Mutterliebe". Bielefeld: Kleine.
- Spöhring, Walter (1989): *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Teubner.
- Strauss, Anselm L. (1991): *Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. München: Fink.
- Strauss, Anselm L.; Corbin, Jeanette (1990): *Basics of Qualitative Research*. London: Sage.
- Ullrich, Carsten G. (1996): Solidarität und Sicherheit. Zur sozialen Akzeptanz der Gesetzlichen Krankenversicherung. *Zeitschrift für Soziologie* 25: 171-189.
- Weber, Max (1922): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr.
- Weitzman, Eben A.; Miles, Matthew B. (1995): *Computer Programs for Qualitative Data Analysis : A Software Sourcebook*. Thousand Oaks, Calif.: Sage.
- Witzel, Andreas (1985): Das problemzentrierte Interview. In: Gerd Jüttemann (Hrsg.): *Qualitative Forschung in der Psychologie*. Weinheim: Beltz. S. 227-255.